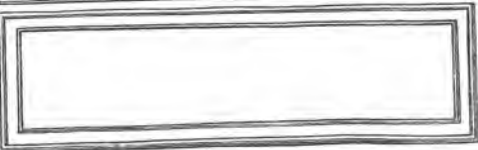
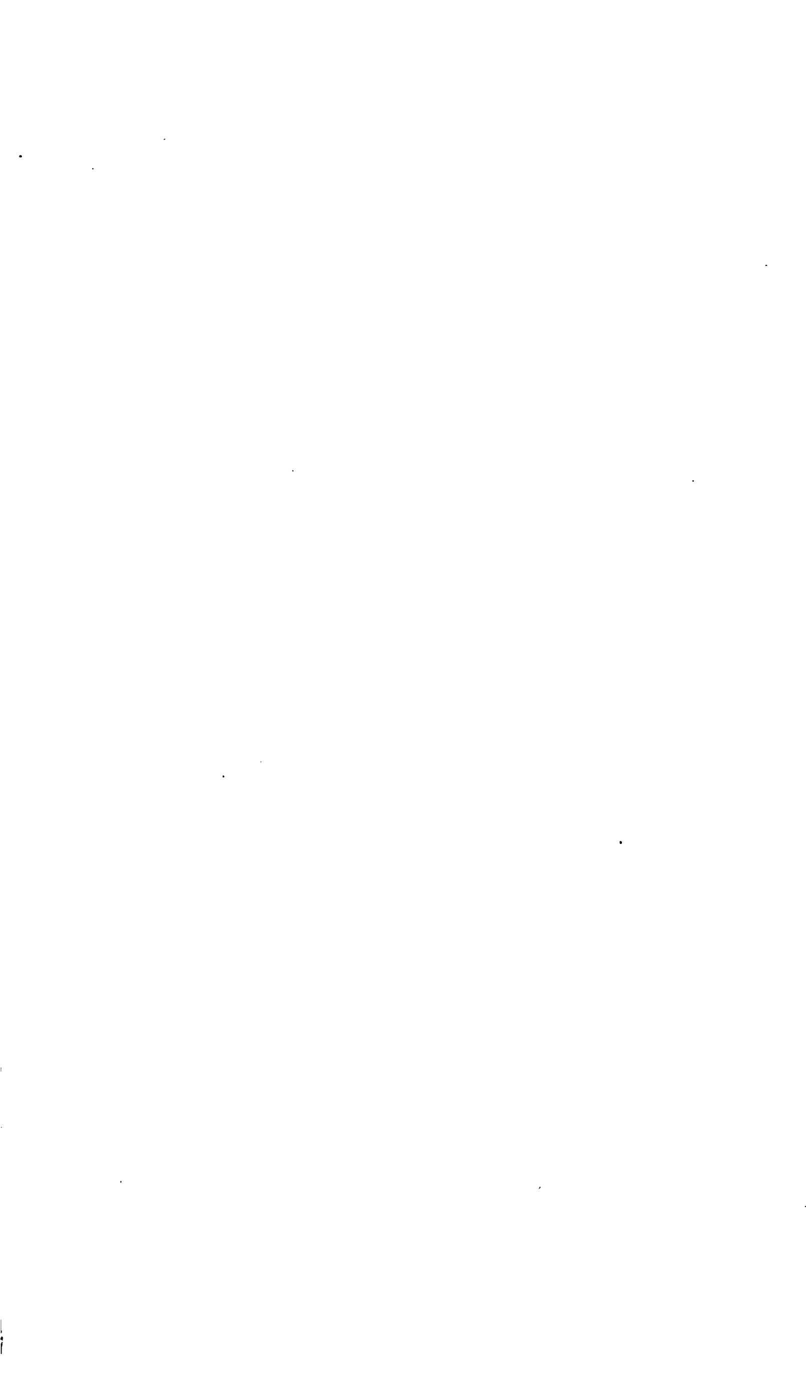
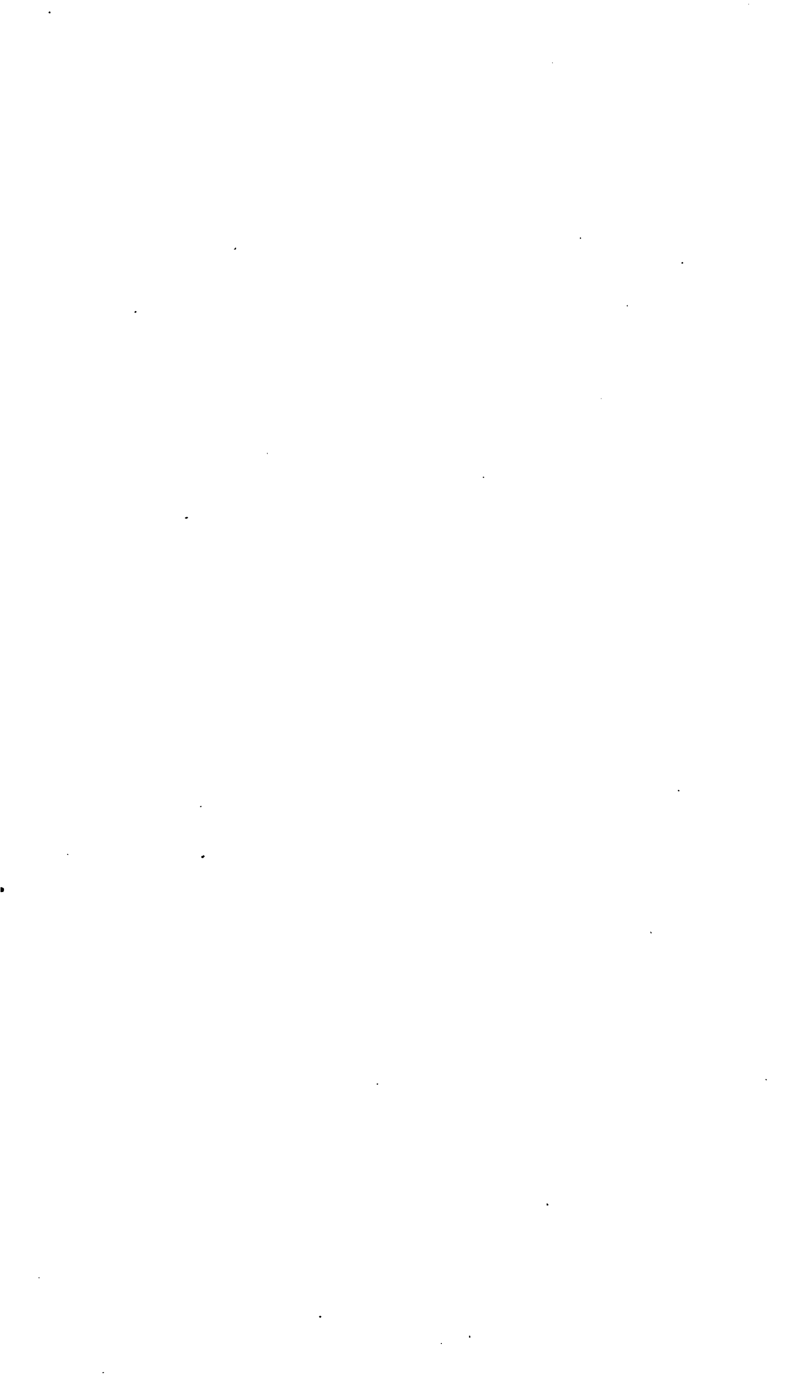



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





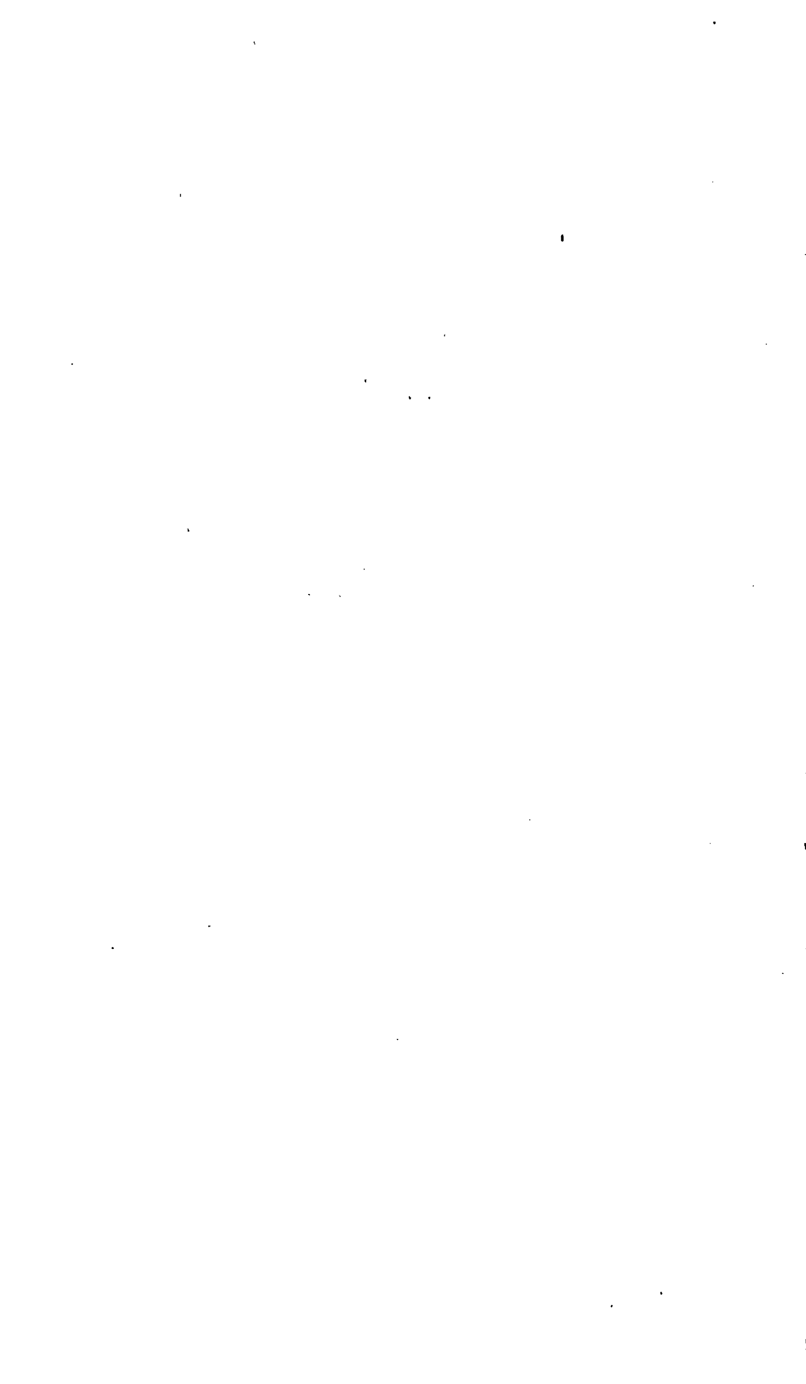




Briefe

über

Hochdeutsch und Plattdeutsch.



Briefe

über

Hochdeutsch und Plattdeutsch

von

Dr. Klaus Groth

Kiel
Schwers'sche Buchhandlung
1858

Erster Brief.

Ich werde nach und nach, in nicht gar zu unregelmäßigen Pausen, meine Gedanken über sprachliche Gegenstände niederschreiben soweit sie mit meinen poetischen Arbeiten in näherer Beziehung stehen. Es kann Ihnen wenigstens keine Last sein sie zu lesen, wir bleiben in einem geistigen Verkehr, den mündlich eine ungebundene Unterhaltung leichthin knüpfte oder naturwissenschaftliche Untersuchungen ernst machten.

Philosophische Fragen knüpfen sich an alles an; wer nicht zuletzt strebt mit seiner geistigen Errungenschaft wenigstens an die Lösung der großen Räthsel des Menschenseins heranzugehen, wen das Leben, und sei es das einer Blume, nicht an

Erster Brief.

Ich werde nach und nach, in nicht gar zu unregelmäßigen Pausen, meine Gedanken über sprachliche Gegenstände niederschreiben soweit sie mit meinen poetischen Arbeiten in näherer Beziehung stehen. Es kann Ihnen wenigstens keine Last sein sie zu lesen, wir bleiben in einem geistigen Verkehr, den mündlich eine ungebundene Unterhaltung leichthin knüpfte oder naturwissenschaftliche Untersuchungen ernst machten.

Philosophische Fragen knüpfen sich an alles an; wer nicht zuletzt strebt mit seiner geistigen Errungenschaft wenigstens an die Lösung der großen Räthsel des Menschenseins heranzugehen, wen das Leben, und sei es das einer Blume, nicht an

den Tod, die Regel an den Zusammenhang des Ganzen erinnert, wem nicht das Wissen eine Angelegenheit des Herzens wird, der weiß schon gar nicht.

Für mich habe ich den Vortheil, daß ich an eine bestimmte Stufe der Anschauung anknüpfen kann wenn ich einer bekannten Persönlichkeit meine Gedanken niederschreibe, — daß ich es mit einer gewissen Freude thue, wenn ich sie Ihnen mittheilen darf.

Manches von dem was ich zu sagen habe wird etwas ganz Gewöhnliches sein, Neues wird wenig vorkommen. Aber wie viel Neues denkt der Einzelne? Ich werde es sogar meistens nur mit alten Vorurtheilen zu thun haben.

Ist Plattdeutsch oder Hochdeutsch die vollkommenere Sprache? Ich sage absichtlich nicht schöner oder besser, sondern vollkommener. Die Schönheit ist nur Eine Seite, die Bequemlichkeit, die Brauchbarkeit eine andere. Das Englische möchte doch für den Gebrauch auf Kanzel Markt und Katheder, für Geschichte, für die Wissenschaft, für den Verkehr bequemer sein, aber schön wäre es nicht. „Schön ist was gefällt.“

Es gibt fast keine der s. g. gebildeten europäischen Sprachen, die nicht von irgend einer Seite her als Muster der Vollkommenheit gepriesen ist oder wird, die Griechische von den Gelehrten, die Französische von der halben feinen Welt, wenigstens früher. Jedes Volk lobt seine Sprache, und man verzeiht es ihm, bloß der Norddeutsche ließ sich bis dahin gefallen seine Muttersprache als platt, d. h. hier gemein zu bezeichnen und anzusehen. Eine Zeitlang sprachen geheimnisvolle Stimmen vom Sanscrit als der gottgeschaffenen Urmutter aller indogermanischen Sprachen, von ihrem wunderbaren Glanz in Farbe und Bau, das ist jetzt nicht mehr Mode. Unser Altmeister Jacob Grimm schrieb vor vierzig Jahren vom Gothischen wie von dem Ideal der Schönheit, wovon wir Neudeutsche in Schuld und Sünde abgefallen, vor zehn Jahren hielt er gerade das entgegengesetzte Ende der germanischen Sprachentwickelung, die englische Sprache für die vollendetste.

Ist es möglich hindurch zu finden, wo man auf diese Weise schwankt? vermögen wir es mit unserer Kraft, wo die Besten nur zu tappen scheinen? Ist es der Mühe werth, wenn man hindurch

fände, sich ein Urtheil zu bilden? Man könnte vielleicht etwas Besseres thun. Aber ich für meine Person mußte mich fragen als ich meine poetischen Arbeiten vorbereitete, ob nicht eine schwächliche Neigung für heimische Klänge mich verführte, im Plattdeutschen eine Schönheit und Vollendung zu finden, die in Wirklichkeit vielleicht nicht darin steckten.

Man sagt ein Genie gehe nicht unter, einmal vorhanden breche es sich von selbst nothwendig Bahn. Ich glaube freilich nicht daran, ich glaube daß manchem Genius früh genug die Flügel geknickt werden, daß er nicht zum Fliegen kommt. Man sollte denken auch eine Sprache, wenn sie Lebenskraft hat, müsse sich selbst erhalten, entwickeln, ausbreiten. Diesem Vorurtheile gemäß denken viele Vernünftige über Volksdialekte ohne Litteratur, wie übers Unkraut gegen ein Gartengewächs oder einen vollwüchsigen Baum. So schrieb Grimm in der Vorrede seiner Grammatik, Volksdialekte seien roh. Ich las dies vor lange mit wahrhaftem Schrecken, denn ich hatte zu viel Respect vor Jacob Grimms Urtheil, ich glaube zu viel.

Wenn ich gegen einen solchen Ausspruch an, der sich namentlich auf das Plattdeutsche bezieht, kämpfend und Schritt für Schritt allmählig zu der Ueberzeugung gekommen bin daß das Plattdeutsche die vollkommnere der beiden Schwestern sei, so werden Sie schon neugierig werden auf die Gründe aus denen diese Ansicht erwachsen ist.

Könnte ich sie Ihnen nur leicht und klar vorbringen! — Wir wollen zunächst nur einzelne Charakterzüge aufsuchen, hin und her, und wie Sie es bei Bestimmung einer Blume zu machen pflegen, Merkmale sammeln, deren tieferen Zusammenhang wir vielleicht später in Einen Gesichtspunkt zusammenfassen können.

Lob und Tadel würde ich lieber gar nicht aussprechen, ich kann es aber nicht vermeiden, ich habe zugleich eine tief Verletzte zu vertheidigen. Sollte ich dabei mitunter etwas warm werden, so liegt die Schuld vielleicht nicht bei mir.

Zweiter Brief.

Die hochdeutsche Sprache ist sehr undeutsch geworden. Dieses Undeutsche liegt nicht in den s. g. Fremdwörtern. Das Englische besteht zur Hälfte aus Fremdwörtern und doch bleibt die Sprache echt englisch. Die Puristen welche im vorigen Jahrhundert bei uns mit lächerlicher Wuth diese armen Eindringlinge verfolgten, hatten zwar das richtige Gefühl daß ein Feind sich eingeschlichen, aber wo er seine Festung, sein Lager aufgeschlagen das ahnten sie nicht. Der Sprachgeist ist im Englischen durch alles Fremde unberührt geblieben, der Sachse hat den Romanen innerlich besiegt, er ficht mit seinen Waffen, er braucht römische, keltische Ausdrücke mit deutschem Sinn.

Die deutsche Sprache kränkelt in ihrem innern Wesen an Ausländerei, die Nachäfferei hat ihre Physiognomie verzerrt. Als die Deutschen am Schluß des Mittelalters mit der klassischen Litteratur der Griechen und Römer bekannt wurden, da nahmen sie gerade den unseligen Cicero zum Hauptmuster ihrer Rede. Da kamen die langathmigen langbeinigen Perioden; die Länge und Schwerfälligkeit wäre noch zu verzeihen, aber die Geschmacklosigkeit riß ein, der Sinn für Schnörkel und Zierrath erstickte den für Natur und Schönheit, man that dem Genius der Sprache Gewalt an, und es war seine Stärke und Schwäche zugleich daß er es leiden konnte und nicht ganz unterging. . . .

Wenn man ein gut geschriebenes französisches Buch mit einem deutschen dem Stile nach vergleicht, so macht das französische immer den Eindruck des Ungekünstelten, es ist als wenn der schlichte gesunde Menschenverstand daraus spräche. Zwang und Müh sitzen immer mit dem Deutschen an seinem Schreibpult, seine Sprache ist nie ganz wie bloß gesprochen, seine Sätze reihen sich nicht leichthin aneinander, sie sind immer verkettet, ver-

schlungen. Dies kommt äußerlich genommen von unserm Ueberfluß an logisch bestimmten Conjunctionen, und diese unseligen verdanken wir jener Periode erwachender Wissenschaft. Wir begründen vermitteln beschränken, wenigstens in unserer geschriebenen Rede auch wo kein Grund dazu vorhanden ist, — insofern obgleich dennoch freilich zumal wenn, es sei denn, unter der Bedingung daß u.s.w. — solche und hundert ähnliche Conjunctionen werden fast durchschnittlich unnöthigerweise geschrieben, fordern heraus Gründe zu denken wo keine nöthig oder vorhanden sind und machen Gedanke und Rede schwerfällig. Leider also können wir nicht einfach dadurch zur Natur zurückkehren daß wir jenen Periodenbau mit seinen Schnörkeln einfach aufgeben, denn die deutsche Sprache trägt Spuren seiner rohen Gewalt für ewig in ihrem Gliederbau.

Man hat von jeher die Fügsamkeit deutscher Zunge gelobt jede fremde Sprache nach deren Eigenheiten in sich wieder zu geben, Gewandtheit und Gelenkigkeit wird ihr besonders nachgerühmt. Es ist wahr daß ein Franzose sich vergebens bemühen würde die Sprache Homers, Pindars,

Herodots wiederzugeben, einen griechischen Chor, ein Petrarkisches Sonett oder die Grandezza spanischer Prosa nachzuahmen. Dennoch ist jenes Lob ein zweideutiges. Unsere Uebersetzungskünstler wie die Poeten welche griechische, persische, arabische, romanische Stoffe und Formen nach Deutschland gebracht, haben ebensosehr unserer schönen Muttersprache Gewalt angethan, sie aus den Fugen gerissen, unser Gefühl für ihr eigenthümliches Wesen, für deutsche Schönheit der Rede abgestumpft. Unser Gesichtskreis hat sich erweitert, aber er hat an Bestimmtheit verloren, wir sind auch hier Kosmopoliten geworden auf Kosten unserer Nationalität. Der Vortheil mag größer sein, der Schaden ist groß. Ein Organismus kann auch übergelenk werden, mir kommt die Sprache vor, wenn ich z. B. Rückerts Makamen lese, als hätte sie mehr Gelenke als Glieder, sie tanzt wie mit brüchigen Beinen.

Der Hauptgewinn dieser Bemühungen von Dichtern und Uebersetzern besteht wohl in dem Erwerb des Hexameters für unsere Poesie; die Platenschen Oden beweisen daß wir andere klassische Metren nur künstlich wie Treibhauspflanzen cultivieren

können; das Sonett der Romanen ist ein zweifelhafter Gewinn den wir uns wollen gefallen lassen; das persische Ghasel wird in seiner Einförmigkeit gewis bald nur ein langweiliges Curiosum bleiben.

Was ich hier als Undeutsch in unserer heutigen Schriftsprache getadelt habe, betrifft also nicht einzelne Ausdrücke, französische oder lateinische, es betrifft die Construction der Rede, das Gefüge des Satzes, die Wortstellung wenn man die Sache ganz äußerlich betrachten will. Aber dies trifft gerade den Nerv des Wesens einer Sprache. Wie muß ein Sprachgefühl zerrüttet sein das so denken kann:

> Eine deutsche Stadt möcht ich erbauen
> Unter Himmel einem ewig blauen.
>
> Rückert.

Denn die Satzbildung hängt mit dem Gedanken aufs engste zusammen, die Logik der Sprache selber wird angegriffen wenn der Satzbau verdirbt. Und dann greift das Uebel weiter. Man lese einmal willkürlich herausgegriffen einige Sätze von Luther: sein Deutsch hat ein Gesicht, ein Männerantlitz, es ist nicht bloß das Luthersche, nicht

bloß sein Geist und seine Größe, sondern die Physiognomie der Sprache seiner Zeit, mehr oder weniger vielen Schriften der Reformation gemeinsam. So sprechend hat selbst Lessing seine Prosa nicht wieder geschrieben. Die Sprache hatte noch Charakter und dieser war echt deutsch.

Vergleichen wir damit den Stil unserer Zeit, besonders gerade den gewandten fließenden, des wir uns rühmen: wie charakterlos ist er geworden, einförmig in seinen Wendungen, abstrakt und blaß in Fleisch und Farbe.

Riehl z. B. ist gewis mit unter die gewandten Prosaisten der Gegenwart zu rechnen, und er ist ein Mann, der sich um deutsches Volk und deutsche Sitte verdient gemacht hat wie wenige: sein deutscher Stil kränkelt aber mit an dem allgemeinen Verderbnis unserer Sprache. Wir können das hier nicht im Speciellen belegen, achten Sie aber vorläufig nur einmal auf seine unnöthige Häufung von abstrakten Substantiven, so werden Sie schon Auge für andere Mängel gewinnen.

In seiner „Familie" lautet z. B. gleich der zweite Satz, Gott habe „die Ungleichheit und

Abhängigkeit als eine Grundbedingung aller menschlichen Entwickelung gesetzt", worin nicht weniger als vier Abstrakta vorkommen.

Nun gar unsere Zeitungen und Journale! Und von deren Undeutsch nimmt jeder Deutsche täglich sein Quantum zu sich; wo soll unser deutsches Sprachgefühl bleiben? In der That, die Sache ist ernst, wie soll man helfen und retten?

Dritter Brief.

Zunächst will ich Ihnen Ihre Fragen beantworten, dann werden wir wohl allmählig weiter, auch zu einem positiven Inhalte gelangen, und selbst wenn ich Sie scheinbar von dem Zielpunkte abführe den ich selbst aufgesteckt habe, so werden wir reicher auf einem Umwege und sicher wieder dahin kommen.

Sie schreiben mir: „Ich kann nicht von dem Gedanken lassen daß das Innere des Menschen, seine Bildungsstufe, seine Gemüthsbeschaffenheit seine Sprache erzeugt und bildet, und daß es einen Weg geht dem nicht entgegen zu bauen ist. Ich höre daß die Sprache des Mittelalters die vor 20—30 Jahren die jungen italienischen Schrift-

steller wieder einführen wollten untergegangen ist; das ist wohl gut; mir schien sie gezwungen und unnatürlich. — Kann man sich wohl denken daß wir Deutsche der gebildeten Stände bleiben würden was wir sind, wenn wir wieder Plattdeutsch sprächen? Unmöglich."

Indem ich dieses las wurde mir zu Muth wie wenn Sie erwarteten, nachdem ich dem Hochdeutschen manche Fehler und Schwächen nachgewiesen, nachdem ich Sie vielleicht zu meiner Ansicht herübergezogen dem Plattdeutschen den Vorzug einzuräumen, dann würde ich Ihnen zumuthen: bitte, sprechen Sie von nun an Plattdeutsch mit unserm Freunde und mir. Darauf antwortete ich Ihnen im Voraus: Wir wollen bloß untersuchen, wir wollen nichts umstürzen, wir wollen keine Gewaltsamkeiten. Was sich aus der erkannten Wahrheit ergibt, das mag werden und wachsen wie es aus der unerkannten geworden wäre. Fürchten Sie keine praktischen Consequenzen, haben wir doch eher zusammen eine Kamille oder eine Fliederblume untersucht, ohne daß Sie fürchteten Sie müßten nachher einen Thee davon trinken und sich schwitzen legen. Im Ernst, ich glaube daß keiner der plattdeutschen

Schriftsteller je den Gedanken gehabt dasselbe im Gebiete des geistigen und geselligen Lebens wieder einzuführen wo es nicht von selbst noch sich seinen Platz bewahrt hat oder ihn wieder erobern wird auch ohne sie. Sie schrieben zunächst gedrungen vom Geiste der sich einen Stoff zur Verkörperung sucht, aus Wehmuth, aus Heimweh nach Jugend, Glück, Treue und Liebe. Die Schriftsprache bot ihnen nicht was sie suchten. Warum nicht? Das wird sich Ihnen in diesen Blättern allmählig deutlicher entwickeln. Dabei entstand in Einzelnen das Bewußtsein der Macht und Schönheit unserer Muttersprache, die Lieder und Erzählungen dieser Schriftsteller haben in Vielen wieder eine ähnliche Empfindung von der Herzlichkeit, der Wahrheit, der Treue des Plattdeutschen erweckt, auch in Ihnen, während vorher das Vorurtheil allgemein verbreitet war daß es wegen seiner Rohheit den Namen des platten Deutsch wohl verdiene. Diese Empfindung ist eine Macht die nicht ohne Wirkung bleiben kann. Wie sie manche zur Production getrieben hat, so wird sie in Anderen anderes wirken, und wenn ich sie nun in Ihnen und vielleicht auch in Andern zur Erkenntnis erheben kann,

wenn ich gezeigt habe worin sie ihre Wahrheit, ihre Gründe hat, so wird auch diese Einsicht wieder Folgen haben. Solche Mächte wollen wir aufrufen, es ist unsere Pflicht es zu thun: um ihre praktischen Folgen kümmern wir uns nicht.

Allein damit fange ich denn zugleich an Ihren Einwurf, den ich im Allgemeinen unterschreibe, zu beschränken und Ihnen zu widersprechen. Die Entwicklung der Sprache geht allerdings ihren Weg aus eigner Macht, die Sprache ist ein Organismus dessen Entstehen, Werden, Wachsen, Gedeihen und Verfall nicht abhängig ist von Menschen, aber doch nicht ganz unabhängig von ihnen. Einflüsse aller Art, die nicht aus der Sprache stammen sondern von außen kommen, verändern dieselbe, nicht bloß ihr Geschick sondern auch ihren Charakter; menschlicher Wille, bewußtes menschliches Thun können dann unter geeigneten Umständen einen wesentlichen Einfluß üben. Die Academie hat unter Ludwig XIV dem Französischen Fesseln angelegt, die es noch nicht wieder gesprengt hat, es ist sicher daß die französische Sprache jetzt eine andere wäre ohne jene 10—12 Männer mit ihrem Wörterbuch. Das

Bestreben der Jung-Italiener eine Sprache des Mittelalters zurückzuführen ging unter, das Bestreben der Vlamänder zur Herstellung einer vlaemischen Litteratur, die vor 1830 gar nicht existierte, scheint sein Ziel zu erreichen, es erscheinen jetzt schon über 60 Zeitschriften in vlaemischer Sprache.

Die innere also wie die äußere Entwickelung einer Sprache geht nicht absolut unabänderliche Wege, menschliches Thun, menschliches Wollen, menschliche Einsicht sind nicht ohne Macht — unter Umständen werden Sie sagen, aber die Umstände können da sein wie wir sehen. Rohe Gewalt hat schon manche Sprache vernichtet. Humboldt erzählt in seiner Reisebeschreibung daß am Orenoco ein Papagei noch kurz vor seiner (H's) Ankunft dort die letzten Worte einer untergegangenen Sprache, die mit dem Volke selber vom Erdboden verschwunden war, geplappert habe; das Volk hieß die Atures. Die Normannen haben mit der Eroberung Englands das Volk und die Sprache zerbrochen, aus den Trümmern hat sich eine neue, vielleicht die vollkommenste Sprache gebildet. Wilhelm von Humboldt ist der Ansicht daß überall jede Sprache

nur dadurch zur Vollendung gelangt daß ein neuer Geist sich des Sprachstoffes bemächtigt, daß ein fremdes Volk, erobernd oder erobert, sich mit demjenigen vermischt das seinen Sprachkörper gleichsam rein wie eine Pflanze gespeist und getränkt hat, und nun frischen Geist in die starken aber ungelenken Glieder haucht; auch die reinsten Sprachen wären demnach Mischsprachen, ihre Vollkommenheit spräche eben dafür.

Die Sprache wüchse also nicht wie ein Baum des Waldes, sondern wie ein Obstbaum im Garten, es muß ein Pfropfreis darauf gesetzt werden wenn er ein edles Gewächs werden soll, Menschenthun und Menschenverstand greifen auch in diesen Organismus hinein. In unser jetziges Schriftdeutsch hat sogar der allertrockenste Schulmeisterverstand eines einzelnen Mannes tief hineingegriffen, Veränderungen, Bestimmungen gemacht, denen jetzt die Millionen Deutsche folgen als wären es göttliche Gesetze, dem organischen Bau der Sprache eingeprägt. Ich meine Adelung. Der Mann hat durch seine Grammatik und sein Wörterbuch einen unglaublichen Einfluß geübt. Was wir z. B. jetzt über den Casus bei Präpositionen schon

in der Elementarschule lernen ist keineswegs durchstehend richtig, z. B. wegen regiert nicht immer den Genitiv, bei nicht immer den Dativ, gegen müßte sogar nie mit dem Accusativ stehen, sondern mit dem Dativ: aber Adelung hat es einmal zum Gesetz gemacht und jetzt ist es Gesetz dem sich kein Gebildeter entziehen kann. So fließen unbewußte Triebkraft, äußere Gewalt und verständiges bewußtes Thun in dem Strom einer Sprache zusammen, ja selbst der Unverstand kann weitgreifende Aenderungen hervorbringen, die sich nie wieder ausmerzen lassen. Seit der Erfindung des Buchdruckes hat z. B. Unwissenheit aus allerlei Gründen Buchstaben namentlich das h in unsre Schrift eingeschoben wohin es nicht gehörte. Es geschah vielleicht aus einer Art geschmacklosen oder doch unbegründeten Formensinn wonach auch wir ja z. B. nicht gut ein ſ (statt s) als Auslaut ertragen können. Jetzt können wir das h nicht wieder los werden, denn hin und wieder ist es in die Aussprache übergegangen, z. B. in gehen, stehen, die jetzt zweisilbig einen Reim auf flehen und sehen geben, und sich nicht allgemein wieder einsilbig machen lassen. Den gewaltigsten, ja

gewaltsamsten Eingriff in Gestalt und Charakter jeder Sprache hat ihre schriftliche Aufzeichnung gemacht. Diese war anfänglich natürlicher Weise jedesmal unvollkommen. Jedes Volk, so weit die Geschichte reicht, lernte es von einem andern — wir wissen nicht wo die Erfindung zuerst gemacht ist — die Griechen von den Puniern, die Lateiner von den Griechen, Gothen also Deutsche von jenen. Die Laute stimmen nur zum Theil, gerade die eigenthümlichen konnten also nur unvollkommen bezeichnet werden. Wir wissen dieses zumal an den Eigennamen, z. B. an deutschen die Tacitus und die Griechen ganz verschieden schreiben. Es begegnet uns noch jetzt, wo z. B. der bekannte Biograph Mozarts und Beethovens Ulibitschef in seinen französischen Werken sich Ou, russisch dagegen mit Einem Anlaut schreibt.

Dadurch floß gleich etwas fremdes Blut in die naturwüchsigen Adern und an eine völlig reine originale Entwicklung war nicht mehr zu denken. Dazu kommt daß die Ersten, die eine schriftliche Abfassung versuchten meistens ihre Bildung in der schon schriftlich gefesselten ausgeprägten Sprache gewonnen hatten, ja haben mußten, wenn sie zu

dem Werke fähig sein sollten. Sie brachten von der fremden Denkweise mit, die fremde Construction ging unwillkürlich in die neue Aufzeichnung hinein. Das geschriebene Wort ist ein Bild des gesprochenen, die Schrift ein Bild der Rede. Die ersten Aufzeichnungen einer Sprache geben nothwendig ein unvollkommenes Bild vom damaligen Zustande der Sprache.

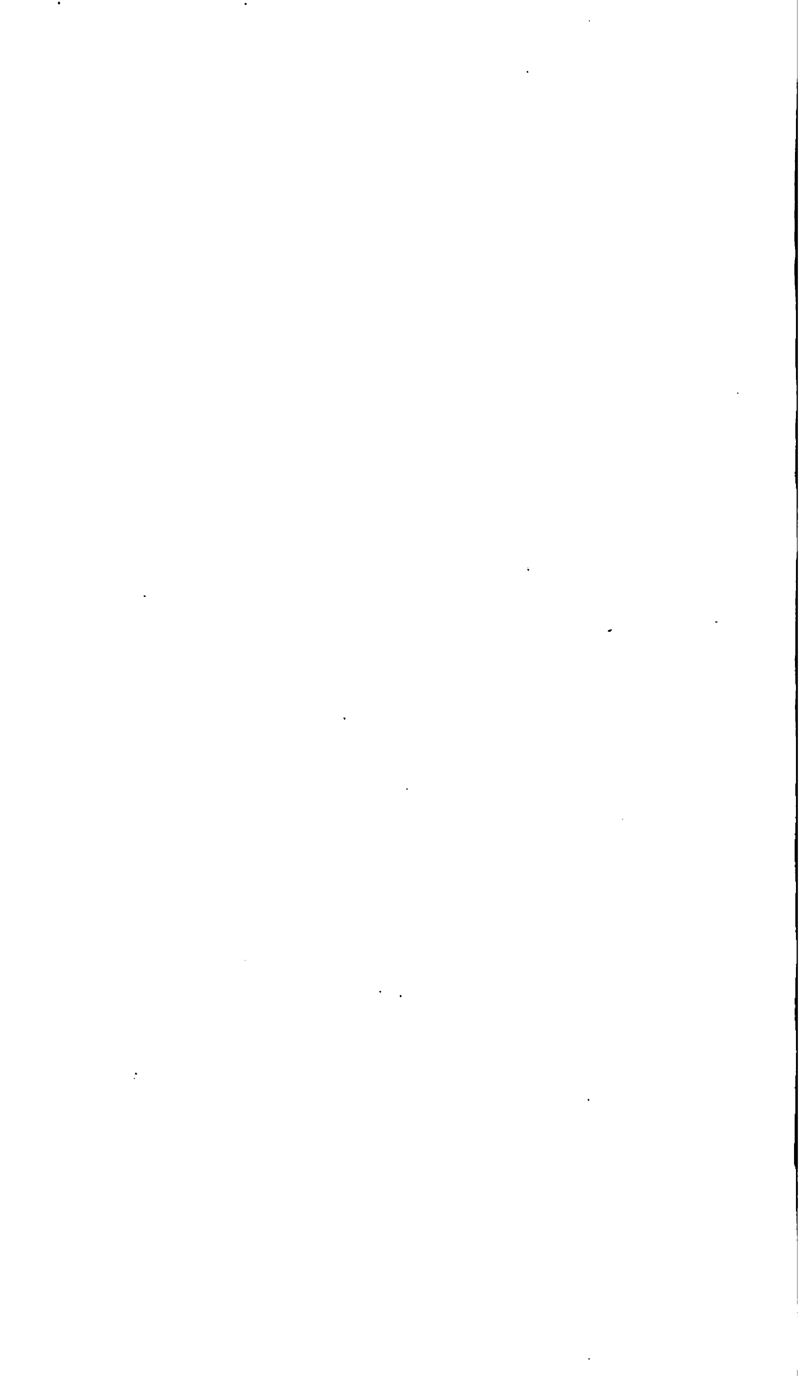
Wir haben ein Buch von Firmenich „Germaniens Völkerstimmen", Probestücke in fast sämmtlichen deutschen Mundarten. Es ist ein ansprechender Gedanke, eine Bildersammlung ganz eigner Art, und der Gedanke scheint so leicht ausführbar, man läßt sich eben aus jeder Gegend eine Sprachprobe schicken. So hat Firmenich es auch gemacht. Damit ist es aber eben nicht gethan, Firmenichs vielgelobtes Buch hat gar keinen Werth, wenigstens sind die Probestücke welche ich controlieren kann, nämlich die in plattdeutschen Dialekten, bis auf wenige, so ungenau, entweder halb hochdeutsch oder carrikiert idiomatisch daß sie ihren Zweck gänzlich verfehlen, von ihnen aus schließe ich daß die übrigen nicht besser sind. Den Aufzeichnern legt ihre hochdeutsche Bildung Fesseln an, sie können

nicht frei im Dialekt denken, und ihre Gewissenhaftigkeit verführt sie zu Uebertreibungen in den Eigenthümlichkeiten ihrer Mundart; statt eines Portraits ist damit die Karrikatur da.

Als ich zuerst anfing plattdeutsch zu producieren war es mir fast unmöglich plattdeutsch zu denken, allenthalben schlichen sich unbemerkt die Formeln hochdeutscher Construction und Gedankenfolge ein, so daß ich fast verzweifelte zu meinem Ziele gelangen zu können. Wie sollte es nun denen die zuerst deutsch, also Hochdeutsch meinetwegen und Plattdeutsch z. B. Holländisch niedergeschrieben haben, besser gegangen sein, wenn den Zeitumständen nach auch anders?

Wohin dieser Umweg uns führen soll, das wird sich Ihnen bald zeigen, vorläufig nur zu der allgemeinen Einsicht: daß in der Entwicklung einer Sprache freier Trieb und äußerer Zwang, Natur und künstliche Cultur zusammenwirken.

Zweite Abtheilung.



Vierter Brief.

Bevor wir in unserer Untersuchung weiter gehen, müssen wir uns über ein paar Ausdrücke verständigen, die uns dabei immer in den Weg kommen, uns verwirren werden — wie sie schon manchen verwirrt haben — wenn wir über ihre Bedeutung nicht klar und einig sind: ich meine die Ausdrücke Dialekt, Mundart. Diese Ausdrücke gehören zu den vielgebrauchten, denen man allenthalben begegnet: im Gespräch mit Reisenden, in Zeitungen, in kritischen Blättern, in Bücherverzeichnissen. Man sammelt die Mundarten Deutschlands, nächstens auch Frankreichs, und spricht davon, wie von einem Nationalunternehmen bestimmt die Ehre des ganzen Volksstammes zu wahren. Man spricht viel von Dialektforschung;

es erscheint eine eigene Zeitschrift: „Deutschlands Mundarten, eine Monatsschrift für Dichtung, Forschung und Kritik", und wo nur für oder wider des Plattdeutschen gedacht wird, da kann man sicher sein die Ausdrücke Dialekt Mundart zu vernehmen. Es sind also coulante Ausdrücke geworden, aber nicht bloß coulante sondern auch prägnante, bedeutungsschwere, Ausdrücke mit denen man nicht bloß eine Sache bezeichnet, sondern zugleich ein Interesse aufruft, ein Urtheil abgibt, Werth und Würde der Sache bestimmt. Ein Buch in hochdeutscher Sprache, in französischer Sprache kann alles Mögliche erhalten, kann gut oder schlecht, platt oder erhaben sein, a priori weiß man nichts darüber als daß es französisch oder hochdeutsch geschrieben ist, man muß das Buch erst lesen, ehe man es versteht, man muß die Sprache verstehen, ehe man es lesen kann. Bei einem Buche in plattdeutscher Mundart wäre das alles anders. Man würde auch ohne die Sprache zu verstehen und ohne das Buch zu kennen im Voraus wissen, in welcher Sphäre es entstanden sein muß, in welche Sphäre es hineingehört. Hochdeutsche Gedichte sind eben hochdeutsche Gedichte,

wenn sie nicht von Heine oder Uhland sind; es können Oden oder Gassenhauer sein: aber Gedichte in plattdeutscher Mundart müssen nach dem Kuhstall riechen, das ist Selbstverstand, und jede Ode unter ihnen wäre eine Sünde wider Apollo. Woher kommt das? Hat es einen vernünftigen Grund? Hat es einen Grund, wenn die Kritik jetzt die Muse des Quickborn für eine verkappte Hochdeutsche erklärt, man habe sich täuschen lassen, sie sei zu vornehm um plattdeutsch zu sein, und Fritz Reuters Muse laut für die echte plattdeutsche, ausdrücklich weil sie einer Viehmagd gleiche? Oder wenn man auf der andern Seite von den Volksmundarten wie von Nationalschätzen spricht, welche Dichtung, Forschung und Kritik zu wahren und zu mehren haben: sollen wir beistimmen und helfen?

Die Ausdrücke Dialekt Mundart sind also zu Schlagwörtern geworden, die nicht bloß treffen, sondern auch schneiden sollen. Beim Gebrauch solcher Wörter muß man vorsichtig sein. Wir kennen sie aus der Politik her, wo die „breiteste Basis“ und andere alles Mögliche bezeichneten, von den Partеien bald als ja bald als nein gebraucht

wurden. Auf einem Gymnasium wird gelehrt, das Plattdeutsche sei eine bloße Mundart, keine wirkliche Sprache. In solchem Sinne bezeichnet Mundart gar keine Sache mehr, sondern nur die Gesinnung des Sprechenden, und bedeutet: wir mögen das Plattdeutsche nicht. Zu einem solchen Schlagworte ist das Wort allerdings ganz geeignet, es ist so klar und zugleich so vieldeutig, daß es Jeder verstehen kann und Jeder in seinem Sinn anders. Wer weiß nicht, was Dialekt, was Mundart bezeichnet? Z. B. der schwäbische Dialekt ist die Mundart, welche die Schwaben sprechen. Allein wenn es heißt, daß Schiller sein Lebelang den schwäbischen Dialekt nicht überwinden konnte, so bedeutet Dialekt bloß die besondere Aussprache einiger Laute und Lautverbindungen, und Niemand wird in Schillers wunderbarer Sprache den Schwaben erkennen wollen. In solchem Sinn mag man noch von der vergnügten Mundart der Enten reden oder mit dem Soldaten von der groben Mundart der Kanonen.

Abgesehen von dieser Bedeutung würde in einem Wörterbuch, wie das der Gebrüder Grimm, das den Wortschatz der Deutschen aus dem Sprach-

gebrauch zusammenstellt, der Artikel **Mundart** etwa folgende Gestalt annehmen: Mundart ist die Sprache ohne Schrift, die bloß gesprochene Sprache die nur noch im mündlichen Verkehr umgeht, die Sprache ohne Litteratur, ohne Cultur, die rohe, platte, gemeine Sprache, das Patois, die Sprache der niedern Volksklassen, die Bauernsprache, das Kauderwelsch, die Sprache ohne Grammatik, ohne Regel, die wilde, naturwüchsige, die unverdorbene Sprache. — Dies mag für ein Wörterbuch, mit passenden Beispielen belegt, eine ganz interessante Zusammenstellung geben, aber zum wissenschaftlichen Gebrauch, das sehen Sie, ist ein solches Wort ganz ungeeignet, mit einem Gegner kann man sich dadurch nicht auseinandersetzen, man weiß nie, was er meint, er applicirt eine Ohrfeige, wo man glaubt, daß er Einem die Hand darreiche. Und doch muß man über diese Sache sich klar werden, schon der Eifer, mit dem gesprochen wird, zeigt die Wichtigkeit derselben. Man muß daher zunächst den Sachgehalt in den Hauptbegriffen von den leidenschaftlichen Beimischungen sondern, um dann ruhig weiter zu untersuchen.

Fünfter Brief.

Diesen objectiven Sachgehalt könnte man vorläufig so bestimmen: Dialekte und Mundarten sind die Sprechweisen und die Spracharten. Also der toscanische, der römische Dialekt wären die Sprechweisen, in denen das Italienische von Toscanern, von Römern gesprochen wird; die attische, die dorische Mundart wären Arten der altgriechischen Sprache. Danach hätten wir eine Reihe deutscher Dialekte, Arten der Aussprache des Hochdeutschen: den holsteinischen, den sächsischen, den schwäbischen; eine Reihe deutscher Mundarten: die holsteinische, die westfälische, die bairische, die östreichische. Die Dialekte unterscheiden sich hauptsächlich durch die verschiedene Aussprache desselben Wort-

stoffs, die Mundarten mehr durch die Verschiedenheit des Wortstoffes selbst. Auf eine wissenschaftliche Definition macht diese Unterscheidung keinen Anspruch, sie genügt uns aber zur vorläufigen Umgrenzung der Begriffe. In diesem Sinne nun lassen wir die Dialekte auf sich beruhen, wir haben es nur zu thun mit den deutschen Mundarten. Ueber ihren Charakter, ihren Werth, ihre Stellung zu einander wissen wir damit noch gar nichts, alles das müßte erst untersucht werden. Und das muß es in der That, alle Arbeit ist noch zu thun, man weiß noch so gut wie nichts, man raisonniert bloß darüber, es spricht sich einfach Neigung und Abneigung aus, oft ohne die geringste Einsicht, wenn man sich über dieses Thema ausläßt.

Wir können für diese Untersuchung hier nur die Gesichtspunkte feststellen. — Zunächst ist klar, daß eine Mundart Mundart bleibt, mag sie geschrieben werden oder bloß gesprochen. Niemand leugnet, daß das Griechische mehrere Mundarten hatte, die doch sämmtlich in Schriften ausgeprägt waren. Die Holländer nennen das Vlaemische eine Mundart, sie thaten dies bis 1829, als das Vlaemische noch ohne Litteratur war, sie thun es

nach 1830, seitdem es in mehr als 3000 Schriften vorliegt, sie thaten es ehe es eine Blaemische Grammatik gab, und noch jetzt, da es in 30 Jahren deren 60 und mehr besitzt. Das Holländische ist die nächstverwandte Mundart. Es wäre lächerlich das Holländische nicht Mundart zu nennen, weil es einige hundert Jahr früher geschrieben und gedruckt worden. Es ist uns gleichgültig, ob der Hochmuth des Holländers sich dagegen sträubt, wir haben es nicht mit blindem Volksdünkel zu thun, sondern suchen klare Einsicht. Ein anderes ist die Frage, wie weit es eine Mundart ändert, wenn sie geschrieben und gedruckt wird, wenn sie eine Litteratur bekommt, wenn ihre Litteratur Jahrhunderte alt wird. Aber diese Frage soll erst beantwortet werden. Sie zu beantworten, dazu gehört mehr als eine bloße Behauptung mit Ja oder Nein. Ist es nicht wiederum lächerlich unbesehens vorauszusetzen: eine Mundart werde vornehmer, besser, schöner oder dergleichen, wenn sie eine recht alte Litteratur besitzt? Sind das nicht Adelsvorurtheile bloß in anderer Gestalt? Könnte die Mundart nicht auch durch Schrift und Druck leiden und entarten? Diesen Punkt den wir schon früher

berührt haben, wollen wir nachdem noch des nähern betrachten.

Die holsteinische Mundart ist dem Vlaemischen und Holländischen so verwandt, daß die Vlaemänder dem Verf. des Quickborn schrieben: seine Sprache sei ihre theure Muttersprache (dierbare Modersprak). Alle drei sind also deutsche Mundarten. Will man die holsteinische plattdeutsch nennen, so gut. Aber plattdeutsch heißt nicht gemein oder pöbeldeutsch, sondern das Deutsch des flachen Landes im Gegensatz gegen das Oberdeutsche des Gebirgslandes. Dann sind aber auch das Vlaemische und Holländische plattdeutsche Mundarten. Zieht man den Namen niederdeutsch oder niedersächsich vor, so gilt er wieder von allen dreien. Das Westfälische, das Pommersche sind ganz in derselben Lage. Ob nun eine dieser Mundarten oder alle roh oder gemein oder schön oder edel seien, das folgt durchaus nicht aus dem Namen oder daraus, ob sie Schriften und wie alte sie besitzen, das kann erst gründliche Einsicht entscheiden. Wer aber wird diese Einsicht besitzen, diese Entscheidung sprechen? Hochdeutsche Lehrer, die kaum ein Wort niederdeutsch gehört haben und noch in der Tradi-

tion stehen, der schlechte meißnerische Dialekt sei das einzige wahre Deutsch im Lande? oder hochdeutsche Kritiker, die bloß wegen des Namens hoch von ihrem Standpunkte auf plattdeutsche Verse herabblicken? oder ängstliche hochdeutsche Patrioten, welche fürchten daß die deutsche Einheit, die da kommen soll, durch einige plattdeutsche Bücher verscheucht werde, da doch Millionen täglich plattdeutsch sprechen? Ich meine, zu einer solchen so gar schwierigen und verwickelten Entscheidung gehöre Kenntnis und Unparteilichkeit soweit sie möglich sind. Kenntnis kann nur ein Plattdeutscher haben, und warum sollte er nicht unparteiisch sein können, der im Plattdeutschen wohl die Sprache seiner Spiele, im Hochdeutschen aber die seiner wissenschaftlichen Bildung zu lieben versteht? Das Gerede in unsern Journalen geht uns also kaum etwas an, denn es ist bekannt, daß fast alle Schreibfedern Deutschlands für den Tagesbedarf von Nichtplattdeutschen geführt werden. — Wir aber haben hier einen zweiten Punkt, auf den wir später zurückkommen.

Sechster Brief.

Diesmal will ich Ihnen eine Frage vorlegen: Ist Sprache ein Adelstitel? Welche lächerliche Frage, antworten Sie. Und doch, gestehen Sie, gerieren sich unsere Journalisten nicht wie ein Adelscapitel, wenn sie vornehm behaupten, das Plattdeutsche sei gar keine Sprache, habe gar kein Recht Sprache tituliert zu werden, sondern sei nur eine Mundart? Ist es nicht so absurd als wenn man streitet ob ein Mensch Mensch genannt werden dürfe? — Oder man macht mit einem epitheton ornans einen Unterschied zwischen wirklicher Sprache und den andern, wie etwa der preußische Staatskalender zwischen Geheimeräthen und wirklichen Geheimeräthen. Wo Sie Sprache und Mund=

art in solcher Weise angewandt finden (und das ist bis jetzt fast ohne Ausnahme in allem, was darüber geschrieben worden), da suchen Sie keine Belehrung, dort spricht nicht Einsicht und Urtheil, sondern der Kastengeist derer die sich liberal nennen, und Sie wissen, daß der blinder ist als irgend einer. Wenn das Hochdeutsche allein und ausschließlich den Namen einer Sprache führen darf, so wird der Name deutsche Sprache bedeutungslos, da eine Sprache doch nicht aus Einer Sprache und einer Menge Mundarten bestehen kann. Halten Sie diese meine Genauigkeit nicht für Pedanterie! Die Gegner haben die Vieldeutigkeit der Begriffe als Hauptmittel benutzt, um über uns mit Hochmuth Gericht zu halten; dagegen gibt's keine andere Waffe als ihre falschen Mittel aufzudecken. — Wenn wir aber das was deutsche Zunge spricht, sei es platt oder hoch, gedruckt oder ungedruckt, deutsche Sprache nennen, so faßt diese Gesammtheit zwei Hauptgruppen unter sich, die wir als Plattdeutsch und Hochdeutsch oder als Niederdeutsch und Oberdeutsch bezeichnen können. Der Baum deutscher Sprache besteht aus zwei Stämmen, einem hochdeutschen und einem platt-

deutschen Sprachstamme, die beide wieder in eine Menge Zweige getheilt sind, und diese Zweige sind die Mundarten.

Wollen wir jetzt die Stellung der hochdeutschen Schriftsprache in dem ganzen deutschen Sprachgebiete angeben, so können wir sagen, um im Bilde zu bleiben, die Schriftsprache ist nicht etwa der Stamm der deutschen Sprache, wovon die Mundarten die mehr oder weniger saftvollen Zweige sind; sie hat eine eminente Stellung, natürlich, — als Trägerin der edelsten Früchte der Wissenschaft und der Poesie, mag man sie als das Edelreis betrachten; aber ein Zweig ist sie unter den Zweigen, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus ist auch sie n u r eine Mundart.

Dadurch wird das Hochdeutsche nicht herabgesetzt, kann es nicht einmal, es bleibt immer die Sprache der Gebildeten, der Kirche, der Bibel, die Sprache vor der man von selbst Respect hat durch eigne Kunde und Einsicht, die das Maß ihres Werthes in sich selbst trägt und keines Vergleiches bedarf um gehoben zu werden. Wir betonen diese Stellung der Schriftsprache zu den andern Mundarten nur um ein Vorurtheil abzu-

wehren. Der Stamm ist eher da als die Zweige. So ist nicht die Schriftsprache vor den Mundarten da gewesen. Diese sind nicht aus ihr durch Degeneration und Verderbnis wie Wasserreiser und Auswüchse entstanden, insofern wird das Bild falsch; die Mundarten sind vielmehr die Wurzeln, wenn man die Schriftsprache als den Stamm ansehen will, diese wird verdorren, wenn man die Mundarten abschneidet die ihr den Lebenssaft zuführen, wie das z. B. beim Französischen der Fall ist. Die Mundarten sind durchaus nicht ein verschlechtertes, verderbtes Hochdeutsch, sondern die gesunde Grundlage desselben, nicht eine Karrikatur der gebildeten Sprache, sondern der Marmor aus dem ihr Bild gemeißelt ist. Mundarten in jenem schlechten Sinn würden erst entstehen, wenn das Hochdeutsche alleinige Sprache Deutschlands würde, wovor uns Gott behüte, denn dann würden die niederen Stände daraus ein Patois machen, in jeder Stadt Deutschlands, in jeder Provinz je nach der Eigenthümlichkeit des Volkscharakters ein anderes; denn das Volk wird nie davon abzuhalten sein, sich seine Sprache zurecht zu schneiden, weil man es nie wird anhalten können vollständig die hoch-

deutsche Grammatik zu bewältigen. Wir würden alsdann wieder eben so viele Mundarten haben wie jetzt, aber nicht als lebendige Wurzeln der gesunden Volksanschauung, sondern als Wasserreiser einer halb assimilierten Bildung. Ach leider geben schon mehrere norddeutsche Städte, wo sich der Handwerker bemüht seine schöne Muttersprache zu verläugnen, in einem wahrhaften Gräuelhochdeutsch dazu den Beleg her. Schon daraus sehen Sie, wie nothwendig es ist die natürlichen Mundarten Deutschlands zu pflegen, zu erziehen, sie nicht herabzuwürdigen.

Siebenter Brief.

Jacob Grimm sagt von der Schriftsprache, man könne die Sprache Luthers als Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersetzung betrachten. Das ist Thatsache. — Häufiger noch hört man das Wort, Luther habe das Beste aus den deutschen Mundarten vereinigt und daraus seine Sprache neu gebildet. Das ist falsch. — Endlich aber, wenn man uns in feierlichem Tone immerfort zum Danke gegen ihn ermahnt als der durch seine Sprache die deutsche Einheit herbeigeführt habe, so wünsche ich im stillen Herzen die deutsche Einheit, mit der Sprache hätte es sich schon gefunden.

Wollen wir denn nachgerade wissentlich blind sein und uns blenden lassen, solchen Thatsachen gegenüber? Luther hat keine Sprache geschaffen, so hoch ist noch kein Einzelner je gehoben, daß er dies Wunderwerk bauen könne, Sprache schafft nur ein Volk. Er sagt selbst: „Ich habe keine gewisse sonderliche eigene Sprache im Deutschen, sondern gebrauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide Ober- und Niederländer verstehen mögen.“ Das heißt aber nicht ein Gemisch aus Hoch- und Plattdeutsch, sondern die Sprache des mittleren Deutschlands; wie er denn hinzusetzt: „Ich rede nach der sächsischen Canzelei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Canzelei, darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache“; oder nach unserm Begriff Mundart (Tischreden 1723 S. 699). Luther schrieb also in der sächsischen Mundart, die damals am häufigsten als Schriftsprache gebraucht wurde. Er schrieb in seiner heimischen Mundart. Seine Sprache ist so frisch, so vom Munde weg, so gesprochen, so von Mann zu Mann: sie kann nur als Mutter-

laut erlernt, nur frisch vom Munde erhascht sein. Sagt er doch auch selbst: „Man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte fragen und denselben auf das Maul sehen, wie sie reden" um deutsch zu lernen. Und wirklich nahm er seinen Wortschatz zum Theil geradezu vom Schlachter, Weber, Schmiede, wie man aus seinen Studien für die Bibelübersetzung ausdrücklich weiß — beim Schlachten und Metzgen eines Lammes z. B. sah er eifrig zu, merkte sich alle Ausdrücke, ließ sich die innern Theile zeigen und benennen, und benutzte das Erlernte beim Uebertragen der mosaischen Opfergesetze —, theils natürlich empfing er seine Sprache aus den Schriften, mit denen er sich am innigsten beschäftigt hat, wie z. B. der berühmten älteren „Theologia deutsch" oder den schlagendsten Schriften seiner Freunde und Gegner aus verschiedenen Gauen Deutschlands; durch diese mag dann bewußt oder unbewußt manches aus den übrigen Mundarten Deutschlands mit eingeflossen sein. — Aber die neuhochdeutsche Sprache steht nicht da, wie der Strom, der aus sämmtlichen deutschen Mundarten, als den Wur-

zeln das edelste Mark in sich vereint hat. Kern und Grundlage derselben ist auch eine Mundart, die sächsische in dem Sinn, in welchem später noch unser großer Schulmeister Adelung die meißnerische für die einzig maßgebende der gebildeten Rede erklärt. Sinnliche Frische und Leben hatte sie in Luther, wie immer, durch das Heimathsgefühl, ihre hinreißende Gewalt freilich in seinem gewaltigen Herzen.

Nicht einmal die oberdeutschen Mundarten sind von der Schriftsprache aufgesogen, man werfe nur einen Blick in Schmellers altbairisches Wörterbuch oder in Jeremias Gotthelf's schweizerische Schriften, um zu sehen welche Wortschätze, welche Satzwendungen dort noch unbenutzt liegen. Göthe, der gewaltigste Mehrer des Reichs hochdeutscher Zunge, hat hauptsächlich auch nur aus Mitteldeutschland geschöpft. Vom Plattdeutschen ist seit Luther so gut wie nichts in die Schriftsprache übergegangen, was nicht schon allen Stämmen gemeinsam war, höchstens einige einsame Wörter.

Ist es Ihnen nun nicht sonderbar, daß diese Wörter dann meistens als der edlere, poetische Ausdruck gebraucht werden, gegenüber dem gewöhn-

lichen hochdeutschen Ausdrucke des gemeinen täg-
lichen Lebens? z. B. das plattdeutsche Born
(der Born des Lebens, der Born des Heils) hoch-
deutsch Brunnen, das halbplattdeutsche Odem
(der Odem Gottes), nicht der Athem, hochdeutsch
Athem. Den Grund davon mögen Sie sich vor-
läufig suchen, ich werde ihn Ihnen später angeben.
Einige wenige Wortformen und Wendungen sind
durch Joh. Heinrich Voß, besonders seine vielge-
lesene Uebersetzung des Homer hochdeutscher
Sprachbesitz geworden. Der Wandsbecker Bote
hat schon weniger gewirkt, noch weniger E. M.
Arndt trotz seines absichtlichen Strebens in seinen
prosaischen Schriften.

Vom Plattdeutschen scheint die Schriftsprache
also nur wenig Nahrung empfangen zu haben;
und doch, wenn es nicht zu leugnen ist, daß die
Elemente mit an der Sprache bauen, daß Hei-
math und Umgebung die Sprache modeln, wenn
also die oberdeutschen Mundarten durch Himmel
und Erde mitgeboren sind, so hat noch ein drittes
Element die plattdeutsche Sprache mitgezeugt, und
zwar das vornehmste, das Meer. Was das
für den Reichthum und den Charakter einer

Sprache sagen will, brauche ich Ihnen nicht näher zu entwickeln.

Warum aber so wenig Plattdeutsch in die Schriftsprache übergegangen ist, das hat denselben Grund mit dem Gebrauch plattdeutscher Wörter wie Born Odem als poetische Ausdrücke den gemeinen hochdeutschen gegenüber: die plattdeutsche Sprache ist die ältere edlere der beiden Schwestern. Erschrecken Sie nicht, ich will keinen Rangstreit wieder anfachen, ich will Ihnen einfach eine Thatsache darlegen und gebrauche dafür einen geläufigen Ausdruck. Es ist nemlich das natürliche Sprachgefühl, das in allen Sprachen die älteren Wortformen wie edlere, vornehme im poetischen oder sonst eminenten Sinne gebraucht. Das thaten schon Römer und Griechen, das thut das Altdeutsche, wenn es wieder noch ältere Formen anwendet z. B. im Nibelungenliede, wo es vom Helden Siegfried heißt er sei ermordet statt ermordet. Im Neuhochdeutschen ist es nicht anders. Wenn wir plattdeutsche Wörter im poetischen Sinne gebraucht finden, so hat das natürliche Sprachgefühl herausempfunden, daß das Plattdeutsche in seinen Formen älter ist als das

Hochdeutsche, älter: das heißt nicht: früher entstanden, sondern weniger verändert, dem Urdeutsch näher. Dieses Urdeutsch kennen wir nicht, aber seitdem wir die deutsche Sprache aus Schriften kennen, ist sie, wie Jacob Grimm sagt, zweimal aus ihren Fugen gewichen und hat sich aus den Trümmern wieder neugestaltet. Ich kann Ihnen dies nicht im Einzelnen beschreiben, es wird Ihnen indes deutlich welche Revolution es jedesmal muß gewesen sein, wenn Sie nur dies Eine vernehmen, daß eben die Consonanten, die Grimm die Knochen der Sprache nennt, förmlich verschoben worden sind. Glücklicherweise geschah es mit einer durchstehenden Gleichförmigkeit wie nach einer Regel, sonst wäre es dem Deutschen gegangen wie dem Latein, daß der Faden ganz zerrissen und aus der untergegangenen Sprache sich ganz neue entwickelt hätten, wie dort die rumänische, italiänische, spanische, französische. Für uns blieb das Deutsche wenigstens deutsch. Jene Regel hat Jacob Grimm aufgefunden. Sie können sie jetzt in jeder guten Grammatik als das Gesetz der Lautverschiebung finden. Danach geht z. B. d in t, t in z über.

Nun aber zeigt das Plattdeutsche eben in seinen starren Consonanten, daß es eine der beiden Revolutionen nicht mit durchgemacht hat, also auf einer älteren Stufe des Lautwandels stehen geblieben ist. Z. B. Dær dot Tid sind ältere Formen als die hochdeutschen Tür tot Zeit. Und diese durchstehend ältere Lautstufe des Plattdeutschen hat verhindert, daß bei der neuen Consolidierung der Schriftsprache seit Luther seine Sprachschätze nicht unmittelbar ins Neuhochdeutsche eintreten konnten.

Achter Brief.

Diese ältere Lautordnung gibt uns zugleich ein Kennzeichen, woran wir die plattdeutschen Mundarten von den andern unterscheiden können, und eine Antwort auf die häufige Frage: was denn eigentlich wirkliches Plattdeutsch sei? Der geborne Plattdeutsche hat diese Lautstellung zum Hochdeutschen im Gefühl; wo er hochdeutsch sprechend mit seinem Wortvorrath nicht auskommt und ein plattdeutsches Wort einmischt, da wird er es dadurch verhochdeutschen, daß er die Lautstufe ändert, etwa Füttjer aus Püttjer (Töpfer), zein aus tein (zehn) macht, und Schulmeister und Pastor haben nachgerade dem Armen so viel vorgeschwätzt und die Zeitungen helfen jetzt, daß

er sich einbildet dadurch seine Worte zu veredeln. Bemerken will ich indes hierbei noch, daß viele der plattdeutschen Worte, welche in die hochdeutsche Schriftsprache aufgenommen sind, ganz dieselbe Veränderung erlitten haben, wie z. B. Deich aus Dik. Es können also im hochdeutschen Gewande noch mehr ursprünglich plattdeutsche Worte stecken als es scheint, weil sie jetzt schwerer zu erkennen sind.

Aber nicht blos ein Kriterion, ein Charakterzeichen gibt uns die Lautstufe, sondern zugleich das gemeinsame Band, das durch die plattdeutschen Mundarten hindurchgeht. Unter all dem andern Unsinn hört man auch immerfort die Behauptung, das Niederdeutsche existiere eigentlich gar nicht mehr seit das gemeinsame Band, die niederdeutsche oder niedersächsische Schriftsprache zerrißen und untergegangen sei, die plattdeutschen Mundarten seien nur membra disjecta ohne Zusammenhang. Allerdings existiert das alte Niederdeutsche oder Niedersächsische nicht mehr, ebenso wenig aber das alte Hochdeutsche oder Oberdeutsche; das alte Niederdeutsche war aber auch damals nicht das Band der plattdeutschen Mundarten, sondern man

schrieb damals im Lübeckschen, Kölnischen, Ditmarschen Dialekt, und das neue Hochdeutsch ist ebenso wenig das Band der oberdeutschen Mundarten, sondern die ausgebildete sächsische Mundart selbst; weder hält es die andern Mundarten zusammen, denn sie sind so zerstreut wie sonst, man muß jede für sich lernen, noch gibt es ihnen Leben, denn kein Tyroler Schütze oder österreichischer Donaufahrer bereichert seine Mundart aus hochdeutschen Büchern. Das Band der Mundarten ist überall kein reales, nicht eine eigene höhere Sprache die über den andern schwebt; welche Sprache z. B. hat die ionische, dorische Mundart zusammengehalten? Die griechische? Beide waren eben griechische Sprache.

Verbunden sind die Mundarten nur durch ein ideales Band: nur dadurch daß sie zu einander gehören, nur durch ihre Aehnlichkeit, durch ihre Verwandtschaft, wenn man es so nennen will.

Was dies des näheren bedeute, darüber grübeln Sie vorläufig nicht, uns soll es vorläufig nicht zu etwas weiter wichtigem dienen. Wir wollen hier nur noch das Resultat unserer Untersuchung in der Weise der Naturwissenschaft —

denn eine solche ist die Philologie und Linguistik — aussprechen: Die Mundarten sind die Species (die Arten) der Sprache, eine zusammengehörige Gruppe von Mundarten bildet einen Sprachstamm, gleichsam das Genus (die Gattung). Der letzteren haben wir zwei. Und wenn wir von nun an von hoch- und plattdeutschen oder von ober- und niederdeutschen Mundarten, oder von einer oberdeutschen (hochdeutschen) und plattdeutschen Sprache reden, meinetwegen auch die Schriftsprache par excellence hochdeutsche Sprache nennen, so bezeichnen diese Begriffe uns nichts als die Sache womit wir es zu thun haben, wie in der Botanik die Namen der Pflanzenspecies und Genera nur das Object angeben, nicht aber die zufälligen Bestimmungen der vulgairen Anschauung: ob eine Pflanze wild oder cultiviert, echt oder unecht, Kraut oder Unkraut sei, denn für die Wissenschaft sind alle echt und spontan, und Unkraut ist ihr die einzige noch unbekannte Pflanze.

Dritte Abtheilung.

Neunter Brief.

Man spricht immer von dem Treiben der Plattdeutschen Schriftsteller als hätten sie die Absicht das Hochdeutsche zu verdrängen, wenigstens in plattdeutschen Landen ihre Mundart zur geltenden Schriftsprache zu machen. Es hat nicht geholfen, daß schon seit der ersten Auflage des Quickborn in der Vorrede desselben zu lesen stand: „Wir wollen nicht aus Specialinteresse, daß unsere gemeinsame Schriftsprache durch das Plattdeutsche verdrängt werde“; wenn gesagt worden, daß Religion und Wissenschaft ihre Sprache behalten müßten, daß man die Mundart von Kanzel und Schule ausgeschlossen wünsche.

Man scheint dies ehrliche Wort für eine Finte zu halten, bestimmt unter dem Deckmantel der Bescheidenheit das erste Plätzchen erobern zu helfen, das Weitere werde sich finden. — Könnte man sich denn nicht durch den Augenschein überzeugen? Sehen die Gedichte der Dethleffs, der Quickborn, die Vertelln, die Läuschen und Rimels von Fritz Reuter danach aus, daß sie eine Revolution der Sprachverhältnisse Deutschlands bewirken sollen und können? Sehen ihre Verfasser danach aus, daß sie so schlau verborgene, so weit gehende Unternehmungen im Schilde führen? Keiner wird mir ja antworten können. Und dennoch fragt man sogleich wieder: was wollen sie denn, wenn sie nicht die Absicht haben, das Plattdeutsche wieder zur Schriftsprache zu machen? Als wenn Niemand eine neue Blume pflanzen oder eine veraltete neu aufziehen könnte ohne die Absicht, Nachbars Gärten und Aecker damit zu überwuchern. Kann man sich nicht an der Blume erfreun? und wenn sie misfällt, gleichgültig vorüberwandeln?

Die Plattdeutschen wollen keinen andern Platz einnehmen als worauf sie stehen. Ist dort nicht Raum für sie? Drängen sie sich auf mehr als

andere? Sie wollen nicht plattdeutsch philosophieren, plattdeutsch docieren, plattdeutsche Compendien, Conversationslexica, litterarisch kritische Journale schreiben. Wo haben sie dazu Miene gemacht? Fürchtet man denn von den 9 Millionen Bauern, die jeden Tag nichts anders als Plattdeutsch reden, daß sie den Hochdeutschen ins Handwerk fallen?

Aber ihren Platz wollen sie, und sie haben ein Recht dazu. Sie wollen nicht erobern, aber erhalten. Man sammelt so viel Reliquien der Vergangenheit in Museen und Bibliotheken, man sammelt alte Knochen und alte Bücher; sie wollen ein lebendes Monument der alten Zeit erhalten: Sprache und Sitte; sind sie darum zu tadeln und scheel anzusehen? Das Nivellement geht reißend schnell über den Erdboden, Wüsten und Wälder verschwinden, aber auch Charaktere: sie wollen erhalten was zu retten ist, was unwiederbringlich mit der Sprache untergeht. Ein Bauer, der seine Sprache spricht, frei und sicher, ist ein Mann, er bringt uns den Lebenshauch einer eignen Welt und Weltanschauung mit, so eng, so borniert, so hart sie sein mag, er kommt nie an uns heran

ohne irgend eine Erfrischung der Seele; ein hochdeutsch stammelnder Bauer wird ein Karrikatur von uns, ein schaler Abdruck unserer selbst, er wird was Kellner und Wirthe schon lange geworden, seit die guten alten Gasthäuser verschwunden sind.

Wir Norddeutsche sind conservativ und liberal zugleich. Wir wollen Sprechfreiheit. Sollen wir nicht reden können wie uns der Schnabel gewachsen? wie wir uns verstehen? Aber nein! Die Hochdeutschen wollen uns uniformieren, sie wollen uns zu ihren Brüdern machen, aber nicht sich zu den unsern, wir sollen immer aufgeben, hingeben, nun gar unser Eigenthümlichstes, unsere Sprache. Denn Sprache Volksgeist sind eins und dasselbe. Man kann sie nicht eng genug verbunden denken, sagt W. v. Humboldt; wenn man eins von beiden genau genug kennte, müßte man das andere daraus construieren können.

Uns geneigt zu machen, wird uns unsere Eigenthümlichkeit als Rohheit; unser Reichthum als Armuth vorgehalten. Es wird uns vordemonstriert, was wir alles nicht sagen können,

unsere Sprache sei nicht im Stande die höheren Lebensverhältnisse, wissenschaftliche Begriffe, verwickelte Denkverhältnisse auszudrücken. Und gerade dasselbe behauptete Leibnitz vor 100 Jahren, 50 Jahre vor Göthe und Kant vom Hochdeutschen, „der Haupt- und Heldensprache“, wie er sie trotzdem nennt. Der Unsinn ist groß. Eine Sprache kann gerade das nicht ausdrücken, was sie noch nicht ausgedrückt hat. Mehr kann man nicht behaupten. Wer kann bestimmen, was sich plattdeutsch nicht sagen ließe? Es komme der Mann, der irgend etwas zu sagen hat — er wird es eben sagen, plattdeutsch wenn er ein Plattdeutscher ist. Was behauptete man von dem Plattdeutschen kurz vor dem Quickborn? Die Sprache sei nur zum niedrig Komischen brauchbar. Wenn jetzt jemand behauptet, sie könne keine klassische Metra ausprägen, so bin ich überzeugt wird er erst im Quickborn zusehen, ob dort nicht doch klassische Metra sich finden, und findet er dann den Hexameter, so sagt er: freilich Hexameter, das geht noch, allein Sapphische Strophen ꝛc. das geht nicht, und mit dem Hexameter haperts. Und das wird man ihm glauben weil man es wünscht.

Fähig ist die plattdeutsche Sprache zu allem — wie sollte sie nicht, die die tiefsten Töne der Menschenbrust in Liebe, Leid und Tod — nicht etwa im Quickborn, sondern alle Tage ausspricht. Oder begrüßt der Vater seinen Erstgebornen hochdeutsch? Und flüstert der Bräutigam seine Liebe erst, wenn er sie übersetzen kann? Oder ist diesen Leuten anders zu Muth wenn Vater und Mutter stirbt, als etwa einem Geheimerath? O welche Sünde begeht man mit unsinnigem Gewäsch! Man raubt denen das Vertrauen an sich selber, am eignen Wort, am eignen Gefühl, die da gläubig genug sind zu den Schwätzern hinaufzublicken als zu den Höheren.

Fähig ist das Plattdeutsche zu allem, man kann sich über Wissenschaft und Religion darin unterhalten. Wenn andere behaupten nein, was kann ich dafür, daß sie nicht plattdeutsch können? Wer hat sich denn je um seine plattdeutsche Sprache bemüht wie er es um seine hochdeutsche gethan? Wenn der Pastor nicht plattdeutsch mit seiner Gemeine über Glauben und Pflichten sprechen kann, so liegt's nicht an der Sprache, es liegt an ihm, der die Sprache nicht beherscht. Ein positives

Beispiel hebt alle jene Einwendungen auf: Verfasser dieses kann es und könnte einen tüchtigen Rechtsgelehrten nennen, der ihm sagte: er spräche häufig über Recht und Religion mit seinen Landleuten, und zwar nur plattdeutsch, und wäre nie dabei in Verlegenheit um Ausdrücke und Wendungen.

Also fähig ist unsere Muttersprache, und wäre sie es nicht, so könnte sie in 50 Jahren so gut wie ihre Schwester befähigt werden. Was die Zeit ihr geben kann, ist nicht Inhalt, sondern Form. Eine noble Frisur ist bald hergestellt, wenn nur ein kräftiger Haarwuchs vorhanden ist. Allgemeine Begriffe entstehen aus besonderen, abstracte aus concreten ganz von selbst, sobald das Bedürfnis der Abstraction da ist. Gerade an concreten Ausdrücken, am Holz hat das Plattdeutsche Ueberfluß. Fähig ist es zu allem wozu man eine Sprache braucht, nur gottlob noch nicht zu den Sprüngen und Hoppsen wozu man eine Sprache nicht misbrauchen sollte, wozu man die Hochdeutsche gezwungen, wodurch man ihre Glieder verrenkt und verbogen hat. Oder sollten die Millionen leerer Formeln, die man in der

gebildeten hochdeutschen Gesellschaft allabendlich auswechselt: — „Ich bin entzückt, Ihre werthe Familie in so ausnehmendem Wohlsein zu finden" — und worin gerade die heranwachsende Jugend sich einübt; die Millionen unsinniger Constructionen, welche in Kaufmannsbriefen umlaufen: — „Anbei übermache Factura mit 100 ℔, wofür mich zu erkennen bitte" — der Wortschwall von Nichtssagen, den tausend deutsche Zeitungen täglich verbreiten: — „KK. MM. geruhten Ihr Absteigequartier bei ꝛc. Der Hamburger Börse schien es in letzter Zeit an Kräft zu fehlen einen neuen Aufschwung zu nehmen" — das Wortgeklingel unserer Predigten von der Kanzel, die gewöhnlich treu Decennien lang die Farbe irgend einer Autorität tragen, die hier zu Lande z. B. Claus Harms' versetzte Wortfolge karrikieren: ich sage sollten diese Verzerrungen ohne Spuren für die Sprache bleiben? Dazu freilich ist das Plattdeutsche unfähig, aber nicht seine Schwäche macht es unfähig, sondern seine Gesundheit und Stärke.

Zehnter Brief.

Wenngleich nun die plattdeutsche Sprache zu jeder sprachlichen Anwendung fähig ist, so wollen wir trotzdem nicht, daß sie zu jeder Anwendung gelange, wir wollen sie nur in ihrem natürlichen Platz erhalten, wir wollen sie nicht aufgeben, wir wollen überhaupt den Vortheil zweier Sprachen haben und ausbeuten. Wir sind Plattdeutsche und wollen es bleiben, aber Deutsche sind wir vor allen Dingen. Mag noch so wenig Trost und Ehre darin liegen, noch so wenig Vortheil darin stecken: was dieser rechtliche Titel uns einmal bietet, das wollen wir uns nicht nehmen lassen. Luther Lessing Göthe Schiller sind unser, Kant und Hegel dazu. Wir lassen sie uns nicht nehmen, wir geben sie nicht hin für einige rohe Producte einer

uncultivierten Sprache, nenne die sich schwäbisch oder mecklenburg-vorpommersch. Aber wenn der Quickborn oder ein Anderer uns etwas besonderes bieten, was Klopstock Schiller Göthe uns nicht gewähren können, nun so nehmen wir auch das als unser Eigenthum und fürchten nicht, daß unsere Schultern zu schwach seien für so viel Gaben, unser Gehirn zu weich für zwei Litteraturen auf einmal, unsere Zunge zu ungelenk zwei Sprachen zu sprechen.

Es steckt kein Gift im Plattdeutschen, auch nicht einmal das Gift wodurch die norddeutschen Glieder so derbe werden. Wir lassen die Hochdeutschen reden, die da klagen, daß wir nicht völlig werden wollen wie ihrer Einer. Unsere Muttersprache wird uns nicht salonsfähig machen, aber fähig wird sie unsere Herzen erhalten für Einfalt und Treue, und hoffentlich wird die Zeit nicht mehr fern sein, wo man die reden läßt, die uns nicht verstehen, aber Schande über den spricht, der die Sprache verleugnet, die an seiner Wiege geklungen.

Dies ist für die und im Namen Derer gesprochen, die selbst reden könnten ja müßten, wenn

sie denken wollten, die Gebildeten der plattdeutschen Lande: für die Armen, denen wir Vormund sein müssen, lautet die Sache noch ganz anders. Für sie ist Lessing Schiller Göthe gar nicht vorhanden, für sie ist die Litteratur der Schriftsprache doch nicht, selbst wenn sie nicht Plattdeutsch sprächen. Oder lesen die Winzer des Rheins und der Mosel etwa mehr als die Kornbauern der Nord- und Ostsee? Keineswegs. Im Gegentheil wenn noch im Volke die Bibel d. h. hier der Luther gelesen wird, der die Einheit deutschen Geistes soll herbeigeführt haben, so ist es nicht da, wo jeder Pfaffe auf ihn schimpft. Wollt ihr von Volksbildung reden, so habt ihr für euch noch ganz was anderes auszurotten als unsere Muttersprache. Aber eine Sünde ist es und eine Lüge dazu, wenn ihr den plattdeutschen Armen einreden wollt, alles was aus ihrem Munde gehe, sei eitel Schmutz und Rohheit, sie müßten sich verkriechen und ihre Sprache nicht laut werden lassen. Rist sagt in seiner Biographie Schönborns: „Wie hülflos das Landvolk, wie innerlich arm und zerrüttet, dem man eine Sprache untergeschoben hätte, die nicht aus seinem Boden gewachsen, dem man auch das

bindende Element seiner geselligen Abgeschlossenheit, seines unversiegbaren Scherzes genommen hätte, mit dem es die harte Speise würzt. Ein Volk ohne Scherz ist unheimlich wie ein Wald ohne Gesang. Und es würden Generationen vergehen ehe man wieder hochdeutsche Scherze in unseren Dörfern vernähme."

Elfter Brief.

Darum wünschen und hoffen wir, daß das Volk seine angeborne Mundart bewahre. Darum schreiben wir plattdeutsch. Das Volk muß sie wieder achten lernen; und dazu gibt's kein ander Mittel. Wir schreiben um die Ehre der plattdeutschen Sprache zu retten. Freilich, sagt Claus Harms, halten wir damit die hochdeutsche Sprache nicht auf, sie hat sich, die Haupt- und Heldensprache, wie sie von Jemand genannt ist, gar zu sehr festgesetzt. Und Jacob Grimm weissagt dem Plattdeutschen wie allen Mundarten, daß sie vom Hochdeutschen werden verschlungen werden. Wenn das der natürliche Lauf der Dinge ist, so wollen wir uns darein ergeben, nicht aber mit Jauchzen,

sondern mit Trauer: wir hätten nur zu verlieren, ja ganz Deutschland mit uns.

Ich habe schon früher erwähnt, daß wir dann statt der frischen Volksmundarten Dialekte bekommen würden, die durch Depravation der Schriftsprache entstehen. Wäre dies nun das unvermeidliche Loos der deutschen Sprache, so möge es kommen. Soweit aber bloße Unwissenheit und Vorurtheil an der Zerstörung arbeiten, sei es auch mit großen Reden für deutsche Einheit und Volksbildung, so weit wollen wir uns wehren, wollen Urtheil und Einsicht zu verbreiten suchen, und entgegenbauen so viel wir können. Dazu werden uns die Gelehrten helfen, welche die Reste volksthümlicher deutscher Poesie in Sagen Liedern Märchen, in Sitten und Gebräuchen, welche den Schatz deutscher Zunge in Wörterbüchern und Idiotiken nun schon seit Jahren mit Fleiß und Hingebung sammeln. Hier ist ein Feld nicht bloß zu sammeln, sondern wirklich zu erhalten, ein Gebiet, wo man nicht bloß wehmüthig zusehen, sondern muthig eingreifen kann, wo „Kritik Forschung und Dichtung“ erbauen können. Dann wird sich die Einsicht verbreiten über Dinge, die ja sonnenklar sind,

Prediger und Schullehrer werden helfen, deren eigentliches Amt es ist, das Volk in seiner Integrität zu conservieren, auf dem vorhandenen Grunde das gute Neue zu bauen.

Uebrigens glauben wir gar nicht an Jacob Grimm's Prophezeiung. Hoffentlich lebt er noch lange genug zum Heil deutscher Sprache und Gesinnung um auch hier seine Meinung zu ändern, wie er es schon in einem anderen wichtigen Falle gethan hat. Seine Gründe scheinen uns nicht stichhaltig. Doch wollen wir nicht eine Reihe Gegengründe anführen, die auch nur die Wahrscheinlichkeit nach der andern Seite neigen, nicht aber eine Gewisheit herbeiführen können, die in solchen Dingen keines Menschen Auge zu schauen vermag.

Zwölfter Brief.

Statt dessen wollen wir, da es noch lebt, den Werth des Plattdeutschen für die Gesammtsprache und die ganze Nation, und die Berechtigung unseres Strebens für seine Erhaltung näher begründen. — Darüber muß ich etwas weiter ausholen.

Mit der politischen Einheit Deutschlands hat die Sprache gar nichts zu thun, diese Einheit wird durch ganz andere Mächte gestört oder erhalten. Es ist Frankreich ganz gleichgültig, ob das Elsaß deutsch spricht, wenn es nur französisch ist, und das ist es leider aus dem Grunde. Wer Angesichts solcher Thatsachen, wer im Anblick des Elsaß, der

Schweiz, der Ostseeprovinzen, die alle deutsch und alle nicht unser sind, von der deutschen Sprache als der bindenden Macht redet, die Deutschland zusammenhalten soll, der ist vernünftigen Gründen gar nicht mehr zugänglich. Und ob auch Tausende behaupten die Sprache sei das Band unserer Einigung, so weise ich sie hin auf die verlorenen deutschen Lande und frage, warum sie nicht mit im Band und Bunde sind? Es scheint, daß der lebhafte Wunsch nach einem großen und schönen Ziel förmlich blind macht. Man phantasiert sich Hülfe und Mittel, wo gar keine zu finden sind.

Die Sprache ist gar keine reale Macht. Wales ist so englisch wie nur eine Provinz, es ist das Herz von England, und doch ist die Volkssprache dort nicht das Englische, ja eine ausgebreitete Wallisische Litteratur führt ihr abgesondertes Leben für sich; Frankreich hat die Centralisation bis zum Extrem getrieben, und doch leben in Frankreich so viele Mundarten als fast in Deutschland. Der Bauer aus der Bretagne versteht kaum den aus der Normandie, den Provençalen schon gar nicht. Jede andere materielle Gemeinschaft ist staatlich bindender als die Sprache z. B. gleiche Erbge-

säße, Wechselrechte rc.; Paß- und Zollordnungen trennen schärfer als die Dialekte, mehr noch schei- den Ungleichheiten in Sitten und Gebräuchen, be- sonders in der Religionsübung. Sogar die Ver- schiedenheit der Nahrungsmittel setzt sich der Einigung entgegen. Wo der Norddeutsche sein duftiges Schwarzbrod und seine süße Butter nicht findet, der Baier nicht sein klares Bier, da ist nicht so recht ihre Heimat. Und wie viele von den 30 Millionen Deutschen bewegen sich denn so weit vom Platze um aus eigner Anschauung die Ein- heit oder Verschiedenheit der Sprache zu empfin- den, an der Sprache zu fühlen wie weit Deutsch- land reicht? Zur Bequemlichkeit einiger Reisen- den scheint es uns doch kaum nöthig, daß wir 9 Millionen Plattdeutsche unsere Muttersprache ändern.

Die Idee unserer Zusammengehörigkeit liegt tiefer als dies, sie hat einen durchaus ethischen Grund. Soweit diese ethische Gleichartigkeit sich äußerlich in Sprache und Litteratur ausprägen kann, ist es in unserer Schriftsprache geschehen. Natürlich wäre es ein Unglück diese einzubüßen. Aber das ist so unmöglich, wie daß wir mongoli-

sches Blut in unsere Adern bekämen. Es ist demnach nichts zu befürchten, auch wir Plattdeutsche werden deutsch bleiben, selbst wenn wir unsere Sprache lieben und ehren und für ihre Erhaltung Sorge tragen.

Dreizehnter Brief.

Als zuerst unsere alte deutsche Litteratur, das Nibelungenlied, die Minnesänger, gar das Gothische in der Bibelübersetzung des Ulfila wieder so zu sagen entdeckt wurde, wenigstens zu Ehren und Bekanntschaft kam, da erwartete man Wunderdinge davon für die Erfrischung unserer Litteratur und Sprache. Namentlich glaubte man daß die Schriftsprache hier aus dem Urquell germanischen Geistes schöpfen und sich neu beleben würde. Ludwig Tieck z. B. sprach mit Begeisterung und geheimnisvollen Winken, als hätte er schon einen Geist getrunken, der aber nur Eingeweihte anhauchen würde. Nicht er allein, sondern viele Andere mit ihm erwarteten zumal, daß ein

Schatz alter vergrabener Wörter neu belebt in die Reihen unserer abstracten Begriffe treten, unserer Sprache wieder Fleisch und Blut geben würde, wovon sie offenbar soviel eingebüßt.

Diese Hoffnungen sind nicht eingetroffen. Der Geist will sich nicht offenbaren, der unsrige ist ihm zu verschieden. Die Begriffe wollen sich nicht assimilieren, der Sprachschatz des Neudeutschen hat sich aus dem alten nicht vermehrt. Tiecks, Simrocks, Ettmüllers Uebersetzungen sehen aus wie neue Kuchen mit alten Rosinen, es ist ein wunderlich Essen.

In dem Sinne hoffen wir auch nicht vom Plattdeutschen, daß die Schriftsprache gewinnen wird, wir halten es nicht einmal für einen großen Gewinn überhaupt, wenn eine Reihe guter Wörter neu ins Hochdeutsche träten, es würden doch nur Nomina sein, seltener Verba. Ausdrücke für Begriffe hat es aber bereits im Ueberfluß. Dennoch wäre es wohl eher möglich, daß lebende plattdeutsche als veraltete mittelhochdeutsche Wörter in unsern Sprachschatz paßten und ihm angeeignet werden könnten, besonders wenn die Lautstufe nicht entgegensteht oder sich ohne Zwang än-

dern läßt. Joh. Heinr. Voß ist darin geschickt und glücklich gewesen, wie schon erwähnt, unsere andern norddeutschen Meister im Uebersetzen waren überall dazu geneigt, aber nicht immer so glücklich, z. B. Kosegarten in Richardsons Klarissa, Bode der Hamburger, Freund von Claudius und Begründer der Zeitschrift „der Wandsbecker Bote" in Smollet's Humphry Klinker. Von ihm schreibt C. A. Böttiger der Sachse schon 1795, man könne „bloß aus dem Bodeschen Klinker Adelungs Wörterbuch um mehr als 400 untadelhafter, und was mehr sagen will, unentbehrlicher Wörter und Wendungen bereichern." Dennoch sind wenige davon geblieben und als Gemeingut in die Schriftsprache übergegangen.

Wir sind darin nicht so glücklich wie die Engländer, die jeden einzelnen Ausdruck der ihnen begrifflich paßt, der schlagend ist oder irgend eine interessante Seite des Begriffs darstellt, in ihre gebildete Rede aufnehmen können, sei der Ausdruck fremd oder heimisch, veraltet oder mundartig. Ihre Sprache behält dadurch eine Frische die uns abgeht. Welche Curiosa von Wörtern finden sich allein im Macaulay ohne daß seine Sprache je

buntscheckig wird oder den echtenglischen Charakter verliert: indische, griechische, italienische, technische aus den verschiedensten Gebieten, vulgaire Ausdrücke der Lazaroni und Straßenjungen und unter diesen oft schlagend lebendige Verba.

Unser Hochdeutsch sträubt sich dagegen, ein Wort in fremdartigem Gewande stößt es aus, oder assimiliert es wenigstens nicht. Der Engländer z. B. sagt geradezu mit dem Straßenbuben bus für Omnibus, wir würden dergleichen nicht wagen; fremde Verba bezeichnet unsere Sprache als undeutsch durch eine eigne Endung ieren (spazieren), und mundartige Verba nimmt sie gar nicht auf als im Scherze. In seinem gegenwärtigen Zustande hat das Hochdeutsche also offenbar zu wenig Assimilationsvermögen, um aus seinen Dialekten der Gegenwart und Vergangenheit sich geradezu Stoff anzueignen. Doch läßt sich nicht sagen, ob dafür nicht einmal spätere Zeiten seiner Entwicklung günstiger sein werden.

Vierzehnter Brief.

Aber sehen wir davon ab, sehen wir auch ab vom Altdeutschen, das seine Wirkung für deutschen Geist und deutsche Litteratur wieder nach einer ganz anderen Seite hinübt: so hat das Plattdeutsche, obgleich sein Wortschatz vom Hochdeutschen fast unbenutzt liegt, doch auf die Schriftsprache einen bedeutenden heilsamen Einfluß geübt und wird diesen Einfluß vielleicht noch einmal in Zukunft in einem viel größeren Maaße gewinnen. Worin der Einfluß besteht, das könnte ich Ihnen mit einem Worte sagen, es würde aber abstract und wie nichtssagend erscheinen. Wir müssen die Sache etwas mit eignen Augen besehen.

Lessing sagt von sich, daß er den ganzen Umfang seiner Muttersprache erst in Hamburg d. h. durch das Plattdeutsche (Lessing war ein Lausitzer) habe kennen lernen. Das bedeutet bei diesem Mann der That, dem das deutsche Wort Waffe war wie Keinem je, gewis nicht daß er in Hamburg einige volksthümliche plattdeutsche Worte und Wendungen gehört, gebraucht oder wieder vergessen hat: es finden sich auch wohl kaum einzelne plattdeutsche Vocabeln in Lessings Sprache seit seiner hamburgischen Dramaturgie. Die Einwirkung des Plattdeutschen wird daher noch von anderer Art gewesen sein. Wäre es unmöglich, daß sein wunderbarer Stil, der in Schlagfertigkeit und Humor in den Streitschriften mit dem hamburgischen Pastor Goetze seine Vollendung erreicht, dem Plattdeutschen Dank schuldig sei? Denn es ist doch merkwürdig, daß bei der Entwicklung der deutschen poetischen Nationallitteratur Nord- und Süddeutschland immer abwechselnd und fast im selben polaren Gegensatz das neue Triebreis ansetzten das den Baum höher hob. Und dabei vertritt Norddeutschland fast immer das verständige, logische Element wie z. B. in den Hambur-

gern Brockes und Hagedorn, den Ernst und zugleich den trocknen Humor oft bis zur echten Volksthümlichkeit wie im Wandsbecker Boten, oft bis zur hausbackenen Prosa wie in dem Itzehoer Johann Müller (Siegfried von Lindenberg). Satz und Sprachbau der norddeutschen Dichter früherer Zeit ist immer klar, einfach; ein Mann wie Fischart z. B., auch wie Jean Paul wäre in Norddeutschland unmöglich gewesen: die Form wiegt bei uns über.

Trotz Opitz und den Bemühungen der Schlesier war Johann Heinrich Voß es, der Norddeutsche, der den Hexameter für unserer Dichtkunst eroberte. Selbst Göthe und Schiller haben von ihm zu einer Zeit als sie längst anerkannt die ersten Dichter Deutschlands waren, Prosodie und Metrik gelernt. Der Göttinger Hainbund, meist aus Norddeutschen bestehend, hielt (wie ich namentlich aus einem zum Theil noch ungedruckten Briefwechsel zwischen Bürger und Boie ersehe) mit einer Strenge auf logische Reinheit und auf die Sauberkeit des Satzbaues, wie sich unsere jetzigen Verskünstler wohl nicht träumen lassen. Ein neuer wohlklingender Reim ist ihnen wie ein Fund, ja unser ganzer

Reimzierrath, den wir gegenwärtig am meisten anwenden, ist hauptsächlich vom Hainbund flüssig gemacht. Die wohlklingendsten deutschen Verse sind von Norddeutschen geschrieben, gegen Bürgers Vocal- und Consonantenmusik kann nicht einmal Göthe wetteifern, in Geibel und Freiligrath (einem Lübecker und einem Westfalen), um ein paar Lebende zu nennen, zeigt es sich noch einmal, in letzterem sogar der Reimklang bis zum Extrem. Man vergleiche einmal die Lenore:

> Lenore fuhr ums Morgenroth
> Empor aus schweren Träumen.
> Bist untreu Wilhelm 2c.

mit dem Erlkönig:

> Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
> Es ist der Vater mit seinem Kind.

Von der innern Form sprechen wir hier nicht. Oder in des Pfarrers Tochter:

> Die Mauern wie Silber,
> Die Dächer wie Stahl,
> Die Fenster wie brennende Spiegel.

Zum Theil beruht es auf diesem einschmeichelnden Wohlklange, daß Bürgers Balladen die bekanntesten aller deutschen Gedichte und tief in die Volksschichten hinab gedrungen sind, wohin sonst nur unsere echten Volkslieder zu gelangen pflegten.

Funfzehnter Brief.

Ich erkläre diese Erscheinungen in der hochdeutschen Litteratur aus der Einwirkung der plattdeutschen Sprache — des plattdeutschen Volksgeistes mögen Sie sagen — aber der wird sich Dichtern gewis nicht klarer offenbaren können als in der Sprache. Um es auch Ihnen zu erklären, muß ich Sie jetzt etwas tiefer in die Eigenthümlichkeiten — sagen wir gleich Vorzüge — des Plattdeutschen gegen das Hochdeutsche einführen. Wir kehren damit auf einem langen Umwege, aber wie ich hoffe reicher und klarer zu unseren ersten Fragen zurück, wie ich es Ihnen versprochen hatte. — Die Vorzüge unserer Muttersprache (ihre Mängel gehen uns hier darum nichts an,

weil gerade sie von der Schriftsprache überwunden, also für dieselbe ohne Wirkung sind) entstehen zum Theil aus ihrer glücklichen Stellung als eine nur gesprochene Sprache an der Seite einer hauptsächlich in der Schrift lebenden Schwester.

Die deutsche Philosophie hat seit dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts, seit Christian Wolf (der sie zuerst deutsch lehrte zum Aerger seiner Collegen, die nur das Latein dazu für würdig hielten) unsere Schriftsprache am meisten und tiefsten umgeackert. Was Leibnitz an ihr vermißte: die Ausdrücke für abstracte Begriffe, das hat sie durch unsere Philosophie gewonnen, aber nicht ohne zugleich den ganzen Trouble widersprechender Systeme, die sich folgten und sich stürzten, mit durchzumachen. Es gibt wohl wenige ethische oder metaphysische Begriffe, die nicht irgend einmal auch ihr Gegentheil bedeutet haben auf dem Gebiete, wo „Kraft, Geist, Materie, Freiheit, Unsterblichkeit, gut und böse, Gott und Teufel“ sich tummelten, sich setzten und sich aufhoben.

Die plattdeutsche Sprache hat das Glück gehabt, daß weder die Invasion französischer Sprache, noch französischer Atheismus, nicht deutscher Pietis-

mus, oder Atomismus und Neuhegelei ihre Begriffe verwirrt hat. Sie spricht noch geradezu und meint was sie sagt. Entbehrt sie der Uebung in der Abstraction, so hat sie dafür sinnliche Sicherheit, die nicht zweifelt an dem was die Augen sehen und die Hände fassen. Dies ist keine Fiction. Es gab eine Zeit, wo nicht bloß die Lehrbücher der Logik und Metaphysik, sondern wo die Litteratur so weit sie in tiefere Untersuchungen einging, oder sich das Ansehen davon geben wollte, bis in die Romane hinein, die Sprache Kants redete, Schlagwörter und Wendungen aus der „Kritik der Vernunft" gebrauchte. Oder ist Ihnen das nicht selbst in Schillers Gedichten der dritten Periode aufgefallen? Von seinen herlichen prosaischen Aufsätzen nicht einmal zu sprechen.

Dann kam der Schellingianismus und die Naturphilosophie. Ihre Sprache war noch leichter faßbar als die kritische des Alten vom Königsberge. Und mit welcher Begeisterung ist nicht in dieser Sprache gepredigt worden! Denken Sie an Henrik Steffens, Gotthilf Heinrich Schuberth, Oken. Von Hegel werden Sie selbst wissen, da es noch nicht lange ist, daß man fast an jedem

Wirthsstische Deutschlands wo man sich ruhig niederließ, mit den scurrilen Sprachbrocken der absoluten Methode gepeinigt, in Universitätsstädten fast getötet wurde; wo jedes Buch, jedes Journal mit dem Sein, Nichtsein, dem absoluten Geist und dergleichen Dingen kokettierte. Jetzt ist auch diese Zeit vorüber, die ganze Philosophie ist in Miskredit. Aber wo Sie noch jetzt ein Buch lesen wollen, das irgend einer tiefere Seite menschlichen Interesses berührt, da müssen Sie bei den Hauptbegriffen der Untersuchung z. B. Freiheit, Seele, Geist, Sein, Gott ꝛc. immer erst sich vorsehen, immer erst nachforschen, in welchem Sinn sie gebraucht sind; in jeder der drei Hauptperioden deutscher Philosophie gewis in einem andern, von jeder Partei philosophischer Ueberzeugung in der Gegenwart mit besonderer Bedeutung. Dagegen steht das Plattdeutsche da wie der unbeirrte gesunde Menschenverstand.

Misverstehen Sie mich nicht, ich will nicht die Größe der Aufgabe verkennen, ich will gern gestehen daß diese unendliche Arbeit des Geistes gethan werden mußte. Aber ich schätze Deutschland glücklich, daß es an seinen Mundarten, ja an dem

einen ganzen Stamm seiner Sprache einen Re-
gulator besitzt, der das natürliche Bewußtsein da-
durch erhalten hat, daß er nicht mit philosophierte,
daß er Mundart geblieben ist.

Sechszehnter Brief.

Ein zweiter Vortheil des Plattdeutschen als Mundart entsteht ihm daraus, daß es sich von schleppenden Endungen befreit hat. Der schlagende Beweis liegt am Holländischen vor, dem einzigen plattdeutschen Sprachstamm mit einer alten Litteratur. Daß dem Plattdeutschen ohne Ausnahme diese seine nächstverwandte Mundart zuwider ist, daß sie ihm gravitätisch und pedantisch erscheint, rührt hauptsächlich daher, daß das Holländische zu einer Zeit schriftlich gefesselt worden, als der Auflösungsproceß, den alle Sprachen vom synthetischen zum analytischen Bau scheinen durchmachen zu müssen (dem Griechischen und Lateinischen ist es ebenso ergangen) noch nicht vollendet war.

Lieve Doris! gintsche (jene) Sterren —
Aan des Hemels blaauw Azuur —
Toonen (zeigen) ons, mit silvre Glanzen —
't Beeld des Scheppers der Natuur.
..Kniel eerbiedig voor hem neder! —

Dies klingt uns wie hochdeutsch mit plattdeutschen Worten. Und in der That ist das Hochdeutsche auf derselben Stufe der Entwicklung durch Schrift und Orthographie gefesselt worden, hat einen ähnlichen pedantischen Schnitt und Schritt, den wir nur aus Gewöhnung nicht empfinden. Das tonlose e in allen seinen Verbindungen, die Conjugationsendungen besonders der schwachen s. g. regelmäßigen Conjugation, das e est et en te test tet ten, das e er en der Casusformen, das Augment ge stammen daher. Sie sind die verblaßten Formen früherer voller Endungen mit a ai u o ꝛc. Das Plattdeutsche, ungehemmt durch Schrift und Druck, hat den natürlichen Proceß der Auflösung vollendet und diese toten Silben meistens abgeworfen. Z. B. die Briefe sind gekommen, de Brev sünd kam, der Bote ist wieder fortgegangen, de Bad is wedder weggan.

Kürze einer Sprache ist kein absolutes Lob, aber Kürze und Wohllaut zugleich ist ein großes, oft ist ein Ausspruch, der für poetisch gilt, dies nur durch Klang und Prägnanz. Jene tonlosen Endungen aber, so wenig sie jetzt mehr verschwinden können, sind ohne Klang und Sang, ahn Smack un Klack, ohne Takt und Rhythmus, ein wahrer toter Ballast der hochdeutschen Sprache. Sie bedeuten nichts, sie machen die Sprache nicht bestimmter, man ist im Plattdeutschen nicht etwa je zweifelhaft über Sinn und Bedeutung, sie sind bloß da und nicht auszumerzen. Aber wenn durch irgend etwas, wird durch sie das Tonlose, Klanglose, das Schleppende und Pedantische erzeugt, das man dem Hochdeutschen vorwerfen muß. Kürze und Wohllaut zeichnet das Plattdeutsche vor ihrer Schwester aus.

Wenn die Kürze des Englischen Jacob Grimm hauptsächlich zu dem begeisterten Lobe stimmt, wonach er es für die vollkommenste Sprache des indogermanischen Stammes erklärt: so macht die plattdeutsche Sprache zugleich noch auf eine andere Vollkommenheit Anspruch, die jener nicht in dem Maße zuzusprechen ist. Ihr Wohllaut be-

ruhet nicht bloß auf der Prägnanz, nicht bloß darin, daß ihr die schleppenden klanglosen Endungen fehlen, sie hat noch einen besonderen in ihrem Vocalismus und Consonantismus, auf den ich Sie aufmerksam mache. Ihre Vocaltonleiter hat einen größeren Umfang, der Abstand zwischen a und i ist z. B. größer als im Hochdeutschen, und das schöne tiefe æ, so zeichnend z. B. in drœhnen schœln (abspülen) fehlt der Schriftsprache. Dieses a und æ sind keine unreinen Laute, nicht etwa roh dem höherliegenden a des Hochdeutschen gegenüber, so wenig wie der Baß gegen den Discant roh oder unrein ist, so wenig wie das schwedische å, das englische water, das portugiesische Camoëns unrein ist. Wenn man diese Laute Hochdeutschen so beschreibt, daß man etwa sagt, a habe einen Ton zwischen a und o, æ einen Ton der zwischen ö und ä liegt, so bezeichnet das nicht einen trüben Mittelton, sondern die reine Lautstufe zwischen beiden; die Unvollkommenheit ist auf Seite des Hochdeutschen, das diese Töne nicht hat und daher nur ungefähr umschreiben kann.

Dazu kommt die ältere consonantische Lautstufe des Plattdeutschen, aus der ich nur für Sie das

Eine wieder herausheben will, daß das schöne t des früheren Deutsch dem Plattdeutschen geblieben, im Hochdeutschen sich in den Zischlaut z und ß verwandelt hat, z. B. Ik weet dat Teken vun dat witte Perd ist absolut wohllautender als: Ich weiß das Zeichen des weißen Pferdes. Die Zischlaute und die toten Endungen mit e sind wie Schnürleib und falsche Zähne dem Gesang der Schriftsprache unüberwindliche Hemmnisse. Ein Lied von so absolutem Wohlklang wie z. B. Hartleed im Quickborn, das in den tiefen Brusttönen den Schmerz malt:

> Wat weenst du di de Ogen blank,
> Segg an, wat deit di weh?
> Is Vader krank? is Moder krank?
> Is Broder ut to See?
>
> Och ne, mit Vader hett' keen Noth ꝛc.

ist im Hochdeutschen durchaus unmöglich. Ich behaupte nicht, daß Göthesche, Heinesche Verse nicht wohlklingend sind, Meister bezwingen auch das widerstrebende Element, ein Canova würde den Granit zu einer Frauenbüste weich machen. Aber der Plattdeutsche hat den Klang im Ohr, er wird, auch wenn er hochdeutsch dichtet, den Sinn

mit Erfolg hinüberbringen, und die Schriftsprache wird immer von ihrer Schwester lernen und gewinnen. Schillers, des Schwaben

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel sprützet der dampfende Gischt —

ist geradezu unschön, obgleich auch Göthe es bewunderte. Bürger würde es nicht bewundert haben.

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank,
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernster Feierklang,
Es tönten lieblich die Gesänge
Der andachtsvollen Christenmenge —

singt Bürger, ebenso charakteristisch, aber wie Musik so wohlthuend. Es ist ja schon eine alte Bemerkung, daß die norddeutschen Dichter die wohlklingendsten Verse schreiben, ich habe Geibel und Freiligrath angeführt. Wir haben jetzt eine Einsicht in den Grund warum.

Siebzehnter Brief.

Allein hört man denn nicht in Westfalen, in Osnabrück, in Paderborn, in Mecklenburg, in und um Hamburg, gar in Köln und Aachen geradezu unleidliche Töne der plattdeutschen Mundart? Allerdings. Aber auch das anerkannt schöne Schwedisch klingt unangenehm wenn man es hier von den Holzschiffern im Kieler Hafen vernimmt, ja am schönsten klingt es uns aus deutschem Munde d. h. von bekannten Organen vorgelesen. So versucht es auch einmal mit dem Plattdeutschen. Uebrigens wenn auch Neunzehntel aller gebornen Plattdeutschen ihre Muttersprache unlauter sprechen: sobald sie in einen gebildeten Mund genommen wird, schwindet alles Rohe.

Aber, fragen Sie, wie ist es möglich daß die rohen Menschen eine gebildete Sprache erschaffen und sie schön erhalten haben, von denen Neunzehntel sie vielleicht noch roh und unschön spricht? Ich könnte Ihnen in einem Bilde antworten, daß ein schöner großer Baum auch nur in gemeiner Erde entsteht und gedeiht, nicht in feinem Gold- oder Streusand, daß er im schmutzigen Lande wächst, nicht im gebohnten Salon. Es ist überall ein Wunder daß ein Baum wird, daß eine Sprache entsteht, es ist ein noch größeres Wunder, daß jede Sprache durch uncultivierte Naturmenschen geschaffen ist und lebendig erhalten wird. Die Cultur kann nur beschneiden. Wir können z. B. kein starkes Verbum mehr erschaffen, das Volk noch ausnahmsweise. Alle Sprachschöpfungen bewußter Menschen sind schlecht, z. B. fast alle Termini in den Wissenschaften. Nicht einmal die gebildete Jugend kann noch sprachschöpferisch eingreifen, Studentenwitze z. B. sind immer nur Gewaltsamkeiten gegen den Sprachgenius, z. B. das Bier ist ungünstig. Volkswitze sind vor allen Dingen sprachgerecht, und man kann an diesem Merkmal immer ihren Ursprung erkennen.

Wir wollen nicht versuchen dieses Wunder zu erklären, in das Geheimnis der Sprachentstehung einzudringen. Es ist nichts damit erklärt, daß man sagt, es gehöre eine gewisse unbewußte Triebkraft dazu, wie sie sich in uncultivierten Jägern Hirten Fischern finde, welche die Schöpfer der Sprachen gewesen sind. Denn wir fragen umsonst, wie aus dem unbewußten instinctiven Lauterzeugen solcher Menschen dies Gebäude voll Verstand und Scharfsinn werden kann, wie eine Sprache es ist. Aber es ist so. Die Sprache Homers und Platos, die Sprache von Horaz und Cicero, deren logischen Aufbau zu begreifen die immer erneute Arbeit Tausender von Lehrern und Schülern ist, diese Wundergebäude von Harmonie und Einsicht hat der Verein von Naturmenschen gebaut, die nie darüber Raths gepflogen. Die Sprache ist ein Organismus. Daher staune man nicht, wenn plattdeutsche Bauern etwas sollten gemacht haben, was hochdeutsche Denker und Dichter nicht vermöchten: eine schöne Sprache. Sie ist eben geworden.

Eine dahin gehörige Bemerkung muß ich aber doch noch machen, die uns dann in unsern Betrach-

tungen weiter führen wird. Die Eindrücke der Außenwelt auf einfache Menschen sind mächtiger, intensiver als bei andern. Ein Fischer, ein Schiffer besieht sich den Himmel, das Meer so oft, empfindet sie so häufig, so nachdrücklich, daß schon der Name (de Heben, dat Haff) ihm intensiver klingt als uns. Wenn er Adjective gebraucht, so sind es die einfachsten: de blaue Heben, dat wille Haff, de apen See. Diese Epitheta werden stehend, aber nicht blaß: dat gröne Gras, de düstre Nacht, er bedarf kein Sammtgrün, keine purpurne Finsterniß, keine braune Nacht. Wo er Vergleiche anwendet, da sind sie absolut richtig, also treffend und genau: arm as en Karkenmus, flink as en Swölk. Denn er hat erst beide Glieder des Vergleichs selbst gesehen und empfunden, ihre Aehnlichkeit hat ihn gezwungen das Bild auszusprechen, nicht das Bedürfnis der Sprache: die Tropen und Figuren der Fischer, Jäger, Landleute, Handwerker sind daher fast immer schön, denn die Schönheit sprachlicher Bilder besteht hauptsächlich in ihrer Richtigkeit und schlagenden Wahrheit. Machen kann man solche

Bilder nicht, Verstand, Bildung, Sprachgewandtheit reichen dazu nicht aus, wie Sie sehen.

Der Schriftsteller will wirken, seine Worte sollen nicht bloß bekannte Dinge benennen, bekannte Eindrücke wecken, er will Neues sagen, seine Ausdrücke sollen zeichnen, sollen rühren, seine Vergleiche, seine Bilder sollen unbekannte Dinge, neue Empfindungen klar machen. Der Dichter will die Wirklichkeit abbilden, er will eine reinere Wirklichkeit lebendig vorführen. Seine Worte werden daher gewählt, und bleiben auch die Namen der Dinge (die Substantiva dieselben), die Eigenschaften werden beobachtet, die Adjective gesucht. Das ist an und für sich nicht zu tadeln, die Schriftsprache wird dadurch um manches treffende Wort reicher. Aber zugleich verblassen die natürlichen Adjectiva, die Empfindungen werden künstlich, die Ausdrücke raffiniert. Irgend ein glücklicher Griff wird bald Mode, man findet ihn bald in allen Salons, in allen Büchern, alles ist z. B. eine Zeit lang reizend oder unaussprechlich oder über die Maßen oder gar französisch ennuyant, oder es ist wie ein Hauch, wie ein Gedanke.

Man kann ganze Perioden der Litteratur durch ihre Eigenschaftsbezeichnungen, ihre Vergleiche, ihre beliebten Tropen und Figuren erkennen. In der romantischen Periode der Schlegel, Tieck, Arnim, Novalis ꝛc. wurde es Mode, die disparaten Sinneseindrücke verschiedener Sinne zu verbinden, z. B. ein Abend wie ein Flötenton, ein warmer Klang, eine Stimme sanft wie eine Abendwolke, ein klingendes Licht flog über die Berge, eine sammetweiche Sprache ꝛc. Diese Beispiele kommen nicht etwa einzeln vor und als Würze, sondern durchstehend als Stilcharakter, die Erfinder wissen sich etwas damit, als hätten sie der Sprache und der Natur ein Geheimnis abgelauscht. Das Maaß wäre auch hier nicht zu tadeln, einzelne Verbindungen der Art nicht häufig gebraucht sind zeichnend: ein süßes Gesicht, ein rauher Ton, manche sind unentbehrlich, namentlich für die niedern Sinne: ein saurer Geruch, ein scharfer Geschmack. Sprachlich nicht zu loben sind aber schon die Kunstausdrücke der Maler, die auf derselben Vermischung der Sinneseindrücke beruhen, z. B. der warme oder kalte Ton einer Farbe, d. h. eigentlich bloß: mehr gelb oder blau.

Das junge Deutschland suchte vor allen Dingen Pikanterien. Eine Form wurde damals ziemlich durchstehend, nämlich eine physische oder moralische Eigenschaft nicht dem Menschen direct, sondern einem Accidens an ihm beizulegen z. B. ein Mann mit einem gutmüthigen Hute.

Auch die östreichische Schule der Lenau, Grün rc., um noch ein Beispiel anzuführen, charakterisirt sich durch eine gemeinsame Unart, die übrigens weiter eingerissen ist und der reinen Sprache mehr als die andern geschadet hat. Sie besteht in der unerlaubten Umkehr, der Verdrehung der Bilder. Die gesunde Sprache sagt: eine Wange wie eine Rose, ein Mädchen wie eine Lilie, indem sie das Ungewöhnliche durch das Bekannte klar macht. Bei jenen Sprachmengern sind die Rosen wie Mädchenwangen, der Himmel wie ein Auge, die Abendwolke wie ein Tuch. Dadurch geht natürlicherweise alles gesunde Sprachgefühl unter, es entstehen die übertriebensten Hyperbeln, die widerstrebendsten Mischungen, oft barer Unsinn. Lenau wäscht mit den Thränen, der Herbst flicht ihm rauschend der Wehmuth Kränze, an ihren bunten Liedern klettert die Lerche, der Lenz schleudert

feine Singraketen die Lerchen in die Luft. Solche Dinge hat Deutschland bewundert und bewundert sie wohl noch. Wie ungesund muß es geworden sein!

Man findet sie in Musterstücken jeder deutschen Anthologie als geistige Nahrung für Kinder und Jungfrauen. Wie müssen sie das erwachende Sprachgefühl, Geschmack und Sinn für's Einfachschöne verderben! Denn wenn auch nicht alles schlecht ist, gefährlich ist es wenigstens, Gewürz ist es immer. Und keineswegs ist etwa damit unser Sündenregister vollständig, vielmehr habe ich Ihnen nur einige kleine Proben geben wollen aus dem Gebiete einer Sprachbetrachtung, die das Gebäude der Sprache nach Seiten hin durchdringt, wo die eigentliche Grammatik bis jetzt nicht hinankommt. Ich muthe Ihnen keineswegs zu diesen Pfad weiter mit mir zu wandeln, ich mache Sie nur noch einmal aufmerksam auf einen gemeinsamen Grund all dieser überkünstlichen Formen, die wir bis jetzt betrachtet haben: sie sind alle erdacht, ersonnen, nicht durch die einfache Anschauung geworden, sie sind Erzeugnisse der Studierstube, nicht der freien Natur, sie

sind Krankheiten der Schriftsprache, die die gesunde Mundart nicht kennt. Wie der Buchgelehrte in Wald und Feld, so muß und kann die Buchsprache sich immer wieder erfrischen und stärken an ihren Mundarten.

Der Bilder kann keine Sprache entbehren, denn sie will ein Bild des Lebens sein. Aber der Schriftsteller kann nicht alles selbst schauen. Jean Paul z. B. müßte Himmel und Erde mit seiner Anschauung beherscht haben, wenn bloß seine Vergleiche auf diesem natürlichen Wege entstanden wären. Das sind sie auch nicht, vielmehr sind sie zusammengelesen aus Hunderten der heterogensten Bücher, sind wie bekannt als Schnitzel aus dem Papierkorbe gekommen, nicht durch Auge und Ohr in die Seele. Und wenn es so die Meister machen, wie steht's um die Gesellen? um die vielen die täglich ihr Quantum Geschriebenes liefern müssen, um die hunderte neuer hochdeutscher Gedichtsammlungen, die doch irgend etwas Neues, Eigenthümliches bringen wollen?

Gewis, man muß wieder „unter das Volk gehen, ihm auf das Maul sehen", den Schatz seiner Bilder und Vergleiche, das Resultat seiner

gesunden Sinne, die uns so leicht getrübt werden, nutzen. Es ist einfach ein Princip der Arbeitstheilung, wenn wir für den denken, der für uns schaut und wirthschaftet, es ist der glückliche Zustand gegenseitigen Respects, wo der schlichte Mann mit Ehrfurcht hinaufblickt zur erhabenen Wissenschaft und ihren Trägern, und wir mit Achtung und Liebe hineinschauen in ein sicheres Herz, in einen klaren Kopf und Auge. In der Volkssprache aber liegt der Schatz von Generationen aufgespeichert, der scharfe Blick, die klare Betrachtung, das staunende Herz unserer gesunden Vorfahren hat sich in Wort und Begriff ausgeprägt, die Mundart ist unerschöpflich für die Schriftsprache. — Sind wir zu tadeln, wenn wir vorangehen, den Schatz sammeln, ihn lesbar vorlegen? Ich meine, man sollte uns Dank sagen.

Achtzehnter Brief.

Gilt dies von jeder Mundart, so gilt es vom Plattdeutschen noch im besondern Sinne. Die plattdeutsche Sprache hat einmal mit der Hanse die Welt beherrscht, sie beherrscht noch das Meer oder theilt die Herrschaft mit ihrer Halbschwester, dem Englischen. Sie hat nicht bloß gedient, hat nicht bloß hinter „Perd un Plog" gehockt, sie hat gegen Helden wie Waldemar II den Sieger geredet,

Sœwen un sœwentig Hänse,

hat Schrecken gesprochen im Vehmgericht der Westfalen, Uebermuth mit den alten Ditmarschen, Klugheit in den Comtoiren der Handelsherren von Lübeck und Lüneburg, in den Kaufhäusern von

London und Nowgorod. Das verschwindet nicht wieder aus ihrem stolzen Gang. Welche Sprache eignet sich zum Commando wie sie, die laut tönt, kurz und mächtig aus einer Mannesbrust? Heeren befiehlt sie nicht mehr wie zur Zeit Wittekinds, aber wenn der Sturm braust und die Wogen schallen, dann sind es noch immer plattdeutsche Worte, die Gangspill und Steuer lenken, die Ruh und Festigkeit wecken in manches braven Mannes Herz.

Hochdeutsch wird auf keinem Schiff commandiert, jeder hochdeutsche Seemann muß sich bequemen plattdeutsch zu lernen. Dem Hochdeutschen fehlen alle Ausdrücke für die Schiffsstücke und die Seemannsthätigkeiten, jedem Schiffer würde es als eine lächerliche Unmöglichkeit erscheinen, daß das Plattdeutsche je vom Meere verdrängt werden könne.

Hochdeutsche, die vornehm von der plattdeutschen Mundart sprechen, erfahren diese Thatsachen hier vielleicht zum ersten Mal, sie mögen daraus auf ihre gänzliche Unkenntnis sowohl über unsere Sprache als über unsern Charakter schließen. Sie kennen schon das Meer nicht in seiner Er-

habenheit und in seiner Ruhe, sie werden daher auch nicht begreifen was es heißt, daß unsere Sprache wie die der Odyssee und Iliade, eine Sprache des Meeres ist. Ich will das nicht versuchen zu erläutern; wer aus seinem Homer begriffen hat was das in sich schließt, der wird es verstehen und keiner Belehrung darüber bedürfen, und mit einer bloßen Auseinandersetzung ohne Anschauung ist den Andern doch nicht geholfen.

Daß wir eine Reihe der zeichnendsten Ausdrücke und Wendungen diesem Umstande verdanken, die dem Hochdeutschen abgehen, ist nicht das Einzige, nicht einmal das Wichtigste: der ganze Bau und Charakter unserer Sprache hat sein Gepräge davon, unsere ganze Anschauungsweise ist danach gemodelt. Jeder Plattdeutsche, der seine Sprache empfindet, wird mir z. B. beistimmen, wenn ich sage, daß Göthe und Schiller Binnenländer „Landratten" sind, wie der Seemann bezeichnend sagt. Ihre ganze Sprache offenbart es, und nicht zu ihrem Vortheil. Nicht bloß der Taucher, der Fischer, der König von Thule sind nicht von Meeranwohnern geschrieben, die ganze Sprachanschauung unserer beiden Haupt-

meister ist binnenländisch; ja konnte doch Göthe selber den Homer erst recht verstehen und geniessen, als er ans Mittelmeer nach Neapel und Sicilien kam. Seine wiederholten begeisterten Briefe an die Stein (aus der Reisebeschreibung) beweisen, daß ich diesem Umstande kein zu grosses Gewicht beilege.

Das Plattdeutsche ergänzt also geradezu die Schriftsprache in dem grossen Gebiete einer intensiven elementaren Anschauung, der Anschauung des Meeres mit all seinen Wechseln, Wundern und Gefahren, das den Blick und die Phantasie in die Weite, auf den Himmel, auf die Wolken lenkt, nicht unruhig bewegt, sondern still, mächtig, mit unendlicher Sehnsucht und unendlicher Ruhe.

Was für jeden „der die See gerochen" aus diesen Anschauungen innerlich anwachsen muß, das im Speciellen auszuführen muß ich Ihrem eignen Nachdenken überlassen. Unser norddeutscher Charakter ist ohne dieselben gar nicht zu verstehen.

Was aber im Besondern deutsche Kunst und Litteratur daraus unter geeigneten Umständen gewinnen kann, daran haben wir an der unüber-

trefflichen Uebersetzung des Homer von dem platt-deutschen Johann Heinrich Voß ein Beispiel, eine Uebersetzung, die in dieser Vollendung keinem Binnenländer je möglich sein würde, ohne die Hülfe, welche, außer der eignen Anschauung, eine Sprache von Meeranwohnern darbietet, die in ihrem Wort- und Redeschatz die Wahrnehmungen rüstiger Schiffer, Fischer und Landleute seit Generationen, abgeklärt und ausgeprägt umschließt.

Die Mängel des Plattdeutschen kenne ich vielleicht genauer als irgend Jemand, der ich der Erste mit diesen Mängeln practisch gekämpft habe und sie habe überwinden müssen. Es sind aber ganz andere Dinge als die angeben, die uns kritisieren. Vielleicht komme ich einmal später auf sie zu sprechen, da sie ein ästhetisches Interesse berühren und es mit der Technik der Dichtkunst zu thun haben.

Neunzehnter Brief.

Damit ich Sie aber nicht ermüde, so werde ich hier nur noch einen Vorzug unserer Mundart herausheben, um dann zum Schluß zu eilen. Ich knüpfe an eine historische Beobachtung über das deutsche Verbum an, die ich gemacht habe. — Im Verbum steckt das Leben der Sprache mehr als im Adjectiv oder gar im Substantiv. In den Sprachen germanischer Zunge ist das Verbum recht eigentlich das Haupt-Wort. Es drückt am natürlichsten die Thätigkeit aus, indem es die Anschauung zeichnet: Die Sonne geht auf, der Mond leuchtet, es liegt im Verbum selbst eine Bewegung. Daher verstehen wir ein Substantiv oder Adjectiv mit unserm Sprachgefühl nur dann, wenn wir das Verbum darin empfinden: Der

Aufgang der Sonne; Aufgang verstehen wir auch sprachlich, Sonne bloß der Bedeutung nach. Ein Wort wird uns klar im Gefühl, wenn wir es auf ein Verbum zurückführen können, z. B. vernehmen daß Tugend von taugen herstamme. Dieses Gefühl für das Wort als solches theilt der Romane nicht mit dem Deutschen. Man etymologisiert natürlich auch in Frankreich, aber unser deutsches Gefühl ist keine bloß etymologische Neugier oder Wißbegier; z. B. ereignen wird uns wohl klarer, wenn wir es von Auge ableiten, aber es befriedigt nicht das sprachliche Bedürfnis wie wenn wir empfinden, daß Gerücht von rufen, dick von gedeihen abstammt.

Wir Deutsche empfinden nämlich in dem Worte immer zweierlei gleichzeitig: seine Bedeutung im Gebrauch und seine Bedeutung für die Anschauung, seine geistige verständige, und seine sinnliche Seite. Der Romane empfindet nur die verständige Seite im Wort, höchstens verbunden mit dem äußerlichen Klang, wonach ihm gloire z. B. hell und herausfordernd tönt. Für uns ist jedes Wort zugleich Bild und Hieroglyphe, für den Franzosen nur das letztere.

Wir können daher auch mit jedem Worte zeichnen, der Franzose kann seine Bilder nur in Sätze kleiden, daher ist seine Sprache wohl für pointierte Chansons geeignet, der eigentlichen Lyrik aber fast unfähig. Die Fähigkeit einer Sprache zum poetischen Gebrauch hängt also zum Theil ab von der Lebendigkeit seines Verbum, je sinnlicher, bildlicher es ist, desto lebendiger überhaupt die Sprache.

Nun ist es merkwürdig, daß bei Göthe in seinen besten lyrischen Gedichten, und sonst auch überall, das Hauptgewicht des Ausdrucks, die eigentliche Zeichnung und Bewegung durchschnittlich noch im Verbum liegt, bei Schiller im Adjectiv und Substantiv. Ich sage durchschnittlich, Ausnahmen sind viele da, namentlich in den onomatopoetischen Verben z. B. brausen, sieden, zischen rc. die auch Schiller wie jeder Dichter verwendet. Aber vergleichen Sie nur einmal Göthe:

> Füllest wieder Busch und Thal
> Hell mit Silberglanz,
> Lösest endlich auch einmal
> Meine Seele ganz.
> Breitest über das Gefild rc.

Du mußt herschen und gewinnen
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer sein.

Schiller:

F e st gemauert in der E r d e n
Steht die Form aus Lehm gebrannt,
H e u t e muß die G l o c k e werden,
F r i s ch Gesellen, seid zur Hand!
Von der S t i r n e heiß
Rinnen muß der S ch w e i ß ꝛc.

F r e u d e, schöner G ö t t e r f u n k e n,
T o ch t e r aus E l y s i u m,
Wir betreten w o n n e t r u n k e n,
H i m m l i s ch e, dein H e i l i g t h u m ꝛc.

Dies ist kein Zufall. Die Schriftsprache erstarrt, das ist ihr unvermeidliches Loos, ihre Verba ersterben. Göthe hatte noch die vollere Empfindung für deren Leben, bei Schiller wiegt schon die philosophische Deutlichkeit des Begriffes über, Göthe wollte malen, Schiller wollte überreden. Ich habe Ihnen schon an den Metaphern der neuern deutschen Dichter gezeigt, wie bei

ihnen das Adjectiv alle Bedeutung an sich zieht, gleichsam wuchert bis zur unnatürlichen Kraft. Es ist der Weg, den die deutsche Sprache von Göthe über Schiller durch unsere neueren Schriftsteller hindurch leider mit steigender Schnelligkeit zurückgelegt hat. Das Verbum erstirbt immer mehr, das Bild geht darin unter, wir behalten nur die Hieroglyphe.

Ich brauche Ihnen nur einfach zu sagen: daß das plattdeutsche Verbum noch vollständig lebt, um Ihnen zu erklären, was ich will und wünsche. Es sind nicht bloß die besonderen zeichnenden Verba, wie sie sich z. B. im Quickborn: Dat grul'i Hus finden, sondern der Plattdeutsche hat noch vollständig das Bedürfnis, mit seinem Worte zu schauen, zu horchen, zu schmecken, zu vernehmen. Und dies zieht sich durch seine ganze Sprache. Die Schüler hingen ihm am Munde sagt der Hochdeutsche und denkt nur: sie horchten aufmerksam, de Schöler hungn em ann Mund, das könnte der Plattdeutsche nicht sagen ohne sie hangen zu sehen, er denkt an Blutegel oder was weiß ich. Im Sommer such' ein Liebchen dir (Uhland) plattdeutsch gedacht, werden wir

gleich fragen: suchte? wo? unterm Tisch? im Garten? — Ich wähle absichtlich keine curiosen Beispiele, wie ich es durchweg in dieser Schrift nicht gethan, die ganze Sprachsphäre beider Sprachen steht so zu einander, wie ich es eben bezeichnet habe. Versuchen Sie nur aus dem Quickborn zu übersetzen oder sehen Sie die unnütze Mühe meiner Herrn Verhochdeutscher an, so werden Sie fast bei jedem Verbum auf dieselbe Beobachtung stoßen. Das Adjectiv ist nicht ausgeschlossen, strenge ist dem Hochdeutschen die Lehre, das Gesetz; wenn der Plattdeutsche streng' sagt, so wird man noch seiner Miene am Munde ansehen, daß strenge ihm ursprünglich einen barschen Geschmack bedeutet.

Ich weiß sehr wohl, daß dies für die Sprache zum wissenschaftlichen Gebrauch eine zweideutige Empfehlung ist, war es doch was Leibnitz vor 100 Jahren am Hochdeutschen tadelte. Und noch jetzt sagen die Franzosen von unserer Schriftsprache: L'exacte précision et la clarté limpide du français lui font défaut. Elle flotte autour de la pensée en plis épais et indécis (Revue Germanique. Janvier 1858). Aber die Wissenschaft ist nicht das ganze

geistige Leben eines Volkes und die Sprache will und soll im Dienste des vollen Lebens stehen. Lebensfrische und logische Schärfe sind keine absoluten Gegensätze, das Deutsche müßte die Kraft Luthers und Lessings oder Kants zugleich in sich vereinigen. Die Frische suche es im Volke und seiner Sprache, für logische Feinheit wird schon der denkende Geist unserer Forscher sorgen. Wenn wir aber unvorsichtig und gleichgültig gegen unsern eignen Besitz, die sinnliche Kraft der Schriftsprache untergehen lassen, so ist sie für immer dahin und die Verknöcherung wird unwiderstehlich zunehmen.

Zwanzigster Brief.

Dürfte ich Ihrer Geduld es zumuthen, so könnte ich Ihnen aus diesem Kapitel zeigen, wie Schritt für Schritt die Schriftsprache auf Abwege geräth, wie sie eben weil sie künstliches Mittel der Darstellung wird einen ihrer natürlichen Hauptvorzüge einbüßt, und zugleich wie sicher sie an ihren natürlichen Schwestermundarten immerfort Maß und Halt wiedergewinnen kann wenn sie dieselben im Auge behält. Ich darf aber wiederum nur an einem kurzen Beispiel eine Probe davon geben, Stoff genug wäre für ein Buch!

Das Verbum erstirbt besonders dadurch, daß man seinen Begriff herausheben will, diesen substantiviert und das ganze Verbum somit in ein Ab-

stractum verbunden mit einem erblassenden Thätigkeitsbegriff auflöst, z. B. statt anfangen sagt Anfang nehmen. Diese Auflösung wuchert nun bald als eine selbstständige Form in einem Maße fort, daß sie das einfache Verbum fast zu verschlingen droht: zu Stande kommen, Aufnahme finden, Ausgang nehmen, Einfluß üben, auf etwas Bezug nehmen, in Beziehung setzen, Anerkennung verdienen, zur Geltung bringen, Wirkung üben, nicht ohne Wirkung vorübergehen, an die Seite setzen, Einfluß geltend machen, Anstand nehmen, in Aussicht stellen, in Angriff nehmen, die Auffassung neigt sich dahin, sie setzt das Urtheil voraus, Rechnung tragen, in Betracht ziehen rc. Sie können sich Hunderte von schlagenderen Beispielen in jedem Buche selbst aufsuchen. Denn diese Form ist recht eigentlich die unseres neuen schlanken gewandten und geistreichen Stils geworden, der freilich alle Natur auszutreiben droht.

Die Form ist prätentiös. Man übersetze mir einmal einige Proben ins Plattdeutsche um es zu empfinden: he nehm der keen Betog op, he funn keen Anerkennung. Sie sieht bedeutungsvoll aus gegen das einfache Verbum, ohne

es innerlich zu sein. Der Plattdeutsche hat ein so sicheres Gefühl für diese falsche Prätension der Form, daß er sie fast nur ironisch anwendet: Wi wüllt em wul in Empfang nehmn heißt, es mit Schlägen thun. Aber falsch oder echt, wenn's nur ein Schmuck ist, unsere Zeit bedarf des Glanzes. Dazu ist sie unserer Viel- und Schnellschreiberei äußerst gelegen: der Gedanke braucht nicht einmal reif, ja der Satz nicht einmal bis zu Ende gedacht zu sein, den man niederzuschreiben beginnt. Der Hauptbegriff, der eigentliche Inhalt des Satzes zerlegt sich in zwei unbestimmtere Bestandtheile, das abstracte Substantiv stellt sich gleich einigermaßen von selbst ein (die Beziehungen zwischen . .) und das abstracte Verbum, in dem der eigentliche Thätigkeitsbegriff finden nehmen ergreifen verdienen bringen üben ganz untergegangen und zu einer bloßen Endung erstarrt ist, findet sich schon unterwegs oder am Ende dazu, weil es wenig darauf ankommt (die Beziehungen zwischen den Familien waren schon lange aufgelöst oder aufgehoben oder unterbrochen oder ꝛc.). Die Neigung unserer Schriftsprache abstracte

Substantiva namentlich auf ung heit keit zu bilden, erleichtert noch die Häufung solcher bequemen Falten für einen vagen Gedanken, und so entstehen diese plis épais et indécises flottant autour de la pensée, die sogar Franzosen als Fehler unseres Stils erkennen können.

Auch hier tadle ich wieder nur das Uebermaß, auch hier weise ich auf das Plattdeutsche nicht wie auf ein unbedingtes Muster hin, sondern nur als die stets noch fließende Offenbarung des gesunden Menschenverstandes, der sich aus der Anschauung nährt und kein Bedürfnis zum Ausdruck seiner Gedanken hat als das natürliche: diese Gedanken klar zu machen.

Wie sehr aber die Kraft und Schönheit des Stils davon abhängt, daß das einfache Verbum in seiner Integrität bewahrt werde, dafür mögen die Namen zweier Meister zeugen: Luther und Lessing, bei ihnen mögen Sie nur selbst näher nachsehen.

Einundzwanzigster Brief.

Denn die Auflösung des Verbums greift noch weiter und bedroht noch einen Lebensnerv der Sprache — wir haben ihn auch schon im Anfange berührt —: die Construction, den Satzbau, die Wortfolge. Die Theilung begünstigt schon die willkürliche Zerstreuung der Vocabeln über einen langen, fadenlosen Gedanken, die Festigkeit des Ganges in dem einfachen Gedankenlauf wird gestört, unser Satzbau wird immer loser in Fugen und Gelenken. Es wäre dies ein weites Kapitel der Klage, wenn wir es nach allen Seiten verfolgen dürften, es wäre ein Kapitel von großem sprachhistorischen Reize, wenn wir Raum hätten

es gründlich durchzusuchen. Aber wir müssen uns wieder an Einem schlagenden Beispiel begnügen, ich glaube indes, daß es Ihnen den Blick öffnen wird den Gegenstand selbst weiter zu verfolgen.

Ein wichtiger Vorzug der deutschen Sprache vor allen andern, ein Vorzug, den sie ihrem überwiegend logischen Bau verdankt, besteht darin, daß sie Haupt- und Nebensatz durch die Wortfolge unterscheidet, z. B. Er will kommen (Hauptsatz), ich höre, daß er kommen will (Hauptsatz mit Nebensatz). Wir wollen hier die Sache nicht syntactisch nach ihrem ganzen Umfange erwägen, sondern nur das herausheben, daß im Nebensatz das ungespaltene Verbum ans Ende rückt, ebenso die Copula und das Hülfsverbum bei gespaltenen Prädicaten, z. B. Wortfolge des Hauptsatzes:

Kein Fluß wendet seine Fluthen zur Quelle zurück,

des Nebensatzes:

Es ist Naturgesetz, daß kein Fluß seine Fluthen zur Quelle zurückwendet;

Hauptsätze:

Ein Veilchen stand auf der Wiese.
Nach dem Fenster sah noch das bleiche Antlitz.

Sie bemerken von selbst, daß für Reim und Rhythmus die Wortfolge des Nebensatzes von großer Bequemlichkeit ist, weil der Hauptbegriff und das klingende Wort von selbst dahin fällt, wo der Reim eintreten muß, ans Ende. In Prosa ist es nun nicht erlaubt diese Wortfolge anzuwenden, wenn kein Hauptsatz vorhergeht; das richtige Sprachgefühl gestattet nicht zu sagen: Kein Fluß zur Quelle seine Fluthen wendet. Also, müßte man schließen, darf man das auch in Versen nicht, denn

Ein Mann spazieret auf dem Seil
Mit der Licenz den Hals zu brechen,
Jedoch der Dichter für sein Theil
Muß mir nicht von Licenzen sprechen.

Hebbel.

Im Plattdeutschen darf man es allerdings auch nicht, im ganzen Quickborn kommt keine solche Licenz vor. Das Plattdeutsche würde es

als Unnatur abstoßen. Falsch ist und bleibt es auch im Hochdeutschen, aber unsere Verskünstler haben es uns so viel tausend mal vorgesagt, daß wir es ohne Empfindung der Unnatur nachspre- chen. Unser hochdeutsches Sprachgefühl ist betäubt und verschroben. Falsch bleibt es dennoch. Bei den eigentlichen Meistern der Rede kommt es nicht vor, Platen hat es nicht ein einziges Mal in seinen sämmtlichen Versen, Hebbel nicht, Heine, Geibel kaum, Uhland nur mitunter, Schiller häufiger nur in den Balladen z. B. im Gang nach dem Eisen- hammer, im Taucher, im Ritter Toggenburg —:

> Drum vor dem ganzen Dienertroß
> Die Gräfin ihn erhob.
>
> Und keiner den Becher gewinnen will.
>
> Und der König zum dritten mal wieder fragt.
>
> Nach dem Fenster noch das bleiche stille Antlitz sah.

Göthe nur in seinen späteren schwächeren Gedich- ten, z. B. im Divan

> Deine Liebe, dein Kuß mich entzückt.
>
> Uebers Niederträchtige
> Niemand sich beklage.

Aus Rückert könnte ich Ihnen einige Tausend Beispiele liefern, Redwitz braucht fast keine andern Sätze als diese falsch construierten.

Die Form hat etwas Alterthümliches in sich:

Ein Rekter aus zu Felde ritt.

Sie ist aber keineswegs undeutsch und nicht durch ihr Alter sanctioniert. In der classischen Litteratur des 13. Jahrhunderts findet sie sich bei den Minnesängern selten, mehr in den Epen, sowohl der Kunstpoesie als der Volksdichtung, doch auch nur als Licenz für die Reimbequemlichkeit:

Ein Ritter so gelehret was
Daß er an den Büchern las.

Hartmann von Aue.

Erst bei den Meistersängern wird die Form ganz gewöhnlich und stereotyp. Göthe hat im richtigen Gefühl dafür, z. B. in seinem Gedicht: Hans Sachsens Sendung u. a. mittels derselben Zeit und Sprache sehr glücklich charakterisiert. Und wo er ähnliche Zwecke verfolgt wendet er diese Form mit offenbarem Bewußtsein ihrer Eigen-

thümlichkeit an, z. B. in manchen Sentenzen im Faust und anderwärts.

Wir werden nichts dagegen einzuwenden haben, wenn man für eine solche bestimmte einzelne Wirkung selbst eine noch mehr corrumpierte Form gebraucht; corrupt bleibt sie aber trotzdem und ohne diesen besondern Zweck verwerflich. Es ist ein verderbtes Sprachgefühl, das darin etwas Naives, Volksthümliches empfindet und nicht mitten hindurch und noch schärfer die Verkehrtheit:

Ein Kukuk auf dem Zaune saß.

Ist dies ohne Bedingung erlaubt, so ist es auch nicht unrichtig zu sagen:

Des Nordens Völker nicht bloß Mannheit üben,
In ihnen jeder Zweig des Denkens blühet,
Und Dichtung ihre Götterfunken sprühet,
Wo Winternebel grau den Himmel trüben.

W. v. Humboldt.

Wem aber selbst diese Sünden wider den deutschen Sprachgeist, Sünden sträflicher als Casusfehler, noch erlaubt scheinen, den verweise ich einfach auf das Gesetz und Platens Sonette, in denen keine einzige Licenz der Art vorkommt, obgleich gerade sie den Bau des Sonettes so sehr erleichtern. Mir

würde es nur um so mehr den Beweis liefern, wie sehr unsere Sprachgewandtheit unserm eigentlich deutschen Sprachsinne geschadet hat, wie sehr wir nöthig haben an den Quellen der einfachen Sprache des Volks wieder zu gesunden.

Zweiundzwanzigster Brief.

Unsere Betrachtungen haben uns, rascher als ich geglaubt, bis in das Detail der Syntax und Grammatik geführt. In diese wollen wir uns nicht tiefer hineinbegeben. Wir suchen keine detaillierte Kenntnis, sondern eine Ueberzeugung. Jene überlassen wir denen, welche über dieses Thema selbstständig mitsprechen wollen. Ihnen freilich ist eine umfassende genaue Ergründung der Thatsachen nicht zu erlassen. Auch denen billig nicht, welche thätig in die Litteratur mit eingreifen wollen, sei es als Kritiker und Geschichtschreiber derselben, sei es als Künstler des Stils in Prosa oder Versen. Mit der hochdeutschen Grammatik

ist es nicht mehr gethan, seitdem die belletristische Production so sehr die ausgetretenen Pfade wandelt wie jetzt. Plattdeutschen Producenten aber sind sie eine Gewissenssache, und unsere Winke mögen diesen zeigen, was und wie viel sie zu thun und zu lernen haben, ehe sie mit Bewußtsein an ihre Aufgabe gehen können.

Wir werden demnach diesen Weg verlassen. Ohne daß wir das Ziel erreichen, das wir uns im Anfange mit der Frage gesteckt: ist Plattdeutsch oder Hochdeutsch die vollkommnere Sprache? — haben wir doch wie ich hoffe unsern Zweck erreicht: die Lösung jener Frage ist für uns überflüssig und hinfällig geworden. Sie ist aber auch unmöglich. Das letzte Ja und Nein wird doch bestimmt werden durch ein überwiegendes Gefühl, veranlaßt durch irgend eine Gruppe lebendiger Anschauung; das Gesammtfacit ist nicht zu ziehen. Denn wenn Sie mir nun einfach entgegneten: Aber ist es denn unwahr, was man so oft gelesen hat, daß unsere hochdeutsche Muttersprache unübertroffen sei an Reichthum der Begriffe und Wendungen, an Kraft und Schönheit? so würde ich Ihnen gleich beistimmen, denn auch ich habe ja getrunken an

ihrem Quell, habe mich berauscht an seinem Geist und seiner Tiefe:

> Und neue Nahrung, frisches Blut
> Sog ich aus dieser Welt.

Was mir aufging als „Stern der dämmernden Nacht", was mir leuchtete auf den dunkeln Pfaden des Suchens „hell mit Silberglanz", was mir die „Seele löste im Schmerz", das war ihr Licht und Ton.

Allein dieses Gefühl mag noch so wahr sein, so entscheidet es über Wahrheiten nicht, es ist selbst unsicher und schwankend. Hat doch im 17. und 18. Jahrhundert wenn auch nicht die deutsche Nation, so doch alles Gebildete deutscher Nation sich bemüht französisch zu näseln und die eigne Muttersprache unglaublich tief zu verachten. Noch Friedrich der Große, bei dessen Lebzeit Lessing und der junge Göthe dichteten, hielt das Deutsche für so übellautend, daß er vorschlug es dadurch zu verbessern, daß man vollklingende Vocale wie a o u mir nichts dir nichts an die Wörter anhinge. Scheint es nicht fast unglaublich?

Und zur selben Zeit sang Klopstock in hoher Begeisterung für den Mutterlaut, daß keine je von allen übrigen Sprachen

sich mit Deutschlands Sprache
In den zu kühnen Wettstreit wage.
Sie ist bei mannigfaltiger Uranlage
An immer neuer und doch deutscher Wendung reich.
Sie ist, damit ichs kurz, mit ihrer Kraft es säge:
Gesondert, ungemischt, und nur sich selber gleich.

Ich finde es indes weder kurz noch mit Kraft, am wenigsten aber treffend gesagt, denn gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich könnte man auch wohl ohne Uebertreibung die Sprache der Zulu-Kaffern oder der Bischekumer vom Feuerland nennen.

Göthe war auch ganz anderer Meinung von deutscher Sprache. Er klagt in Italien über dieselbe, bitterer als ein deutsches Herz ihm verzeihen kann:

— Und so verderb ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

Ueber den Vorzug gemischter Sprachen habe ich Ihnen schon Wilhelm v. Humboldt's Ansicht angeführt. Dieser größte aller Sprachkenner nebst Jacob Grimm geben dem Englischen den Preis vor dem Deutschen, und dahin neige ich mich auch, wenn Sie es wissen wollen. Während wieder Byron an Thomas Moore schreibt, er wolle noch einmal in italienischer Sprache, wenn er sie hinlänglich beherrsche, ein Gedicht schreiben, das seine englischen an Schönheit so weit übertreffen solle wie die Sprache Ariost's und Dante's die von Milton und Shakespeare.

In solchem Maße differieren die Ansichten der anerkannt ersten Meister und Herscher im Gebiet der Sprache.

Ein Anderes ist es freilich mit Thatsachen; gegen Thatsachen läßt sich nicht raisonnieren, ihnen muß man sich beugen, man muß sie begreifen und wo möglich nutzen. Durch die Thatsachen, welche wir uns vorgeführt haben, wollen wir nicht für ein allgemeines Dogma fechten, wir wollen am wenigsten dem Ruhmeskranz deutscher Zunge, an dem wir im Herzen theilnehmen, eine Blume ausbrechen. Wir wollen im Gegentheil an ihnen

lernen, wo für den Ruhm unserer Sprache, für ihre Schönheit, für ihren Reichthum eine Gefahr drohe. Diese finden wir eben darin, daß sie vor allen Dingen die Sprache einer ausgebreiteten Litteratur geworden ist. Schrift, Grammatik, Orthographie sind ihr aus einem schmückenden Kleide zu zwingenden Fesseln geworden, die nun ihre freie Bewegung hemmen.

In welchem Maße dies der Fall ist, davon gewinnt man schwer die richtige Vorstellung.

Mein Freund der Professor Müllenhoff der in diesen Dingen doch wohl eine der ersten Autoritäten Deutschlands ist, der auch sonst ich darf sagen in allen Hauptpunkten dieser Schrift meine Ueberzeugung theilt, bemerkte neulich: „Die schleppenden tonlosen Endungen des Hochdeutschen, Schwänzchen die uns die Pedanterie und Schulmeisterei zum Theil nur wieder angehängt haben, machen allein schon Lustspiel und Posse bei uns unmöglich. Im 15. und 16. Jahrhundert war man auf gutem Wege: jetzt sind wir an Eine feste Norm gebannt."

Wir gehen noch weiter. Die Sprache erstarrt in ihren Fesseln. Wenn die deutsche Poesie aus

ihrem confessionellen Charakter, aus dem Charakter des Selbstbekenntnisses, in den Göthe und Schiller sie hineingebracht haben, — damals im Fortschritt aus den gemachten Gefühlen ihrer Vorgänger zu wirklich empfundenen, worin sie aber noch jetzt feststeckt; — wie viel Strophen können Sie z. B. in Geibel aufzeigen, in denen als ein Zeichen, daß er nicht von den Dingen sondern von sich redet, das pron. pers.: ich mein mir mich nicht vorkommt? — wenn die deutsche Dichtung aus diesem Charakter fortschreiten soll zu dem Ideal und dem Urtypus der Poesie, zur reinen Gegenständlichkeit, in der der Poet hinter seinem Werk verschwindet wie z. B. Homer hinter seinen Helden: wo sollen die sprachlichen Mittel herkommen? Wie sind die Menschen zu zeichnen mit einer Sprache, die immer an Bücher gemahnt? wie Waldesduft und Licht und Luft in allen Gestalten mit einer Sprache, die immer nach Salons und Bibliotheken schmeckt? Heinrich Kleist ahnte die Nothwendigkeit des Schrittes aus der Confession in die Darstellung, sein Kampf und Ringen um diesen Preis liegt am deutlichsten in seinem Michael Kohlhaas zu Tage — ein Buch, dessen

ausgeprägter Stempel nur durch diese Ansicht verständlich wird — und Kleist ging in dem Kampfe unter, denn sein Volk und seine Zeit verstand und trug ihn nicht. Darf ich daran erinnern, daß ich mit neuen Mitteln diesen Weg in meinem Quickborn versucht habe?

So ringen jetzt seit Kleist unsere besten Kräfte um den Preis des Dramas wie es scheint vergebens, vielleicht hauptsächlich mit gebunden durch die Fesseln der Buchsprache. Die menschliche Kraft kann nicht alles zugleich, dem Poeten muß gegeben werden. Sophokles bekam vom Volke den Stoff, Shakespeare bekam die lebendige Sprache, die schon selber Charaktere zeichnet. Wie spricht denn bei uns ein König? ein Held? ein Bierbrauer? Wie sein Barbier, denn er würde ungrammatisch sprechen, wenn er anders spräche. — Charaktervolle Sprache kann kein Einzelner machen, der hochdeutsche Dichter muß seine Kraft aufreiben an Dingen, die sein Volk ihm geben müßte, die untergeordnet sein mögen für's Ganze, aber ihm nothwendige Mittel. Wie soll er fürs Ganze Kraft behalten?

Bestimmte Thatsachen haben uns ferner gelehrt, daß die sächsische Schwester der Schriftsprache die plattdeutsche Sprache ihren eigenthümlichen Entwicklungsgang für sich durchgemacht hat, daß sie dem Urdeutsch näher auf einer älteren Lautstufe stehen geblieben ist und auf der andern Seite den Auflösungsproceß reiner durchgemacht hat, daß sie dadurch an Wohllaut, Kürze und rhythmischer Bewegung sich auszeichnet, daß sie als Sprache von Meeranwohnern eine eigne Begriffssphäre und Anschauungsweise ausgeprägt enthält und an sinnlicher Schärfe und Frische in ihren Wörtern, Bildern und Figuren sowie in Satzbau und Construction der Natur näher geblieben ist.

Diese Vorzüge verdankt die plattdeutsche Sprache, wie wir gesehen, zum Theil dem Umstande, daß sie, nicht durch Bücher gefesselt, ihr Leben in Wald und Feld, auf Strand und Meer als eigentlich gesprochene Sprache fortführt. Denn sie ist eben nicht gestorben, auch nicht im Sterben, sondern recht eigentlich lebendig, das ist sogar ihr besonderer Charakter. Es bezeichnet so recht unsere papierene Zeit, daß für sie nur das lebt und existiert, was man zu Papier gebracht, beschrieben,

notiert und registriert hat. Nur das ist eine That die in Zeitungen belobt wird, nur das ein Land wovon in Reisebüchern zu lesen ist, nur das ein Ruhm den die „Blätter" vermeldet haben, nur das ein berühmtes Buch das in Rezensionen oder Litterärgeschichten als solches aufgeführt steht. Ist z. B. die Religionsgeschichte die der Calwer Verein herausgegeben hat, ein berühmtes Buch? Keineswegs! Und von diesem Buche sind 6—800,000 Exemplare deutsch gedruckt, und es mag außerdem in 30—40 Sprachen übersetzt sein. Welches berühmte Buch hat es so weit gebracht? Die Sachen scheinen uns abhanden zu kommen, wir begnügen uns an den umlaufenden Urtheilen über sie. Wie wäre es sonst möglich, daß man eine Sprache für sterbend oder gar gestorben erklären kann, die von 9—11 Millionen des kräftigsten Menschenschlags von Deutschland gesprochen wird? Man kann eben so gut und mit besserm Rechte leugnen, daß das Hochdeutsche existiere, ausgenommen etwa in plattdeutschen Landen, denn gesprochen wird es nirgends als etwa eben dort und auf dem Theater.

Unsere Zeit hat den Respect verloren, das Volk hat keinen Respect mehr vor der Wissenschaft und ihren Trägern. Wir sind selbst Schuld, wir haben keinen Respect vor dem Volke und seinem geistigen Leben. Wir wissen kaum mehr, und glauben es nicht, daß das Volk ein eignes geistiges Dasein führt, eine eigenthümliche Bildung hat die in Gemüth und Charakter wurzelt, wir sehen und schauen nur mehr seine Prosa. Was soll es daher mit unserer Poesie? Oder wenn Wolfgang Müller oder Johann Nepomuk Vogl die Sagen des Rheins und aller deutschen Gaue in mittelmäßige Verse bringen: wer ist da der Dichter, das Volk das die Sagen erfunden hat, oder Vogl und Müller, welche sie in Reime bringen die das Volk nicht liest?

So auch hat das Volk sich seine lebendige Sprache geschaffen und bewahrt, und wir streben zum Heile zugleich für die gelehrte Schwestersprache sie ihm lebendig zu erhalten, indem wir ihm wieder Respect einflößen vor sich und seiner Rede. Es muß Ihnen jetzt zur Ueberzeugung geworden sein, daß wir nie wünschen können, daß das Plattdeutsch Buchsprache werde. Aber freilich

nutzen wir die Schrift für unsern Zweck als Vervielfältigung unserer mündlichen Rede. Wir bringen damit die Mundart auch über ihre räumlichen Grenzen hinaus, und der gebildete Deutsche braucht nicht mehr wie Lessing erst seinen Aufenthalt in Hamburg oder Lübeck zu nehmen, um „seine Muttersprache nach ihrem vollen Umfange" kennen zu lernen. — Ich bin daher auch meinen Verhochdeutschern wenig dankbar, die mir nicht allein frech in mein Eigenthum, sondern auch plump in mein Werk hineingegriffen und es gestört haben. Ich wünschte gerade, daß der Hochdeutsche Plattdeutsch lesen möchte.

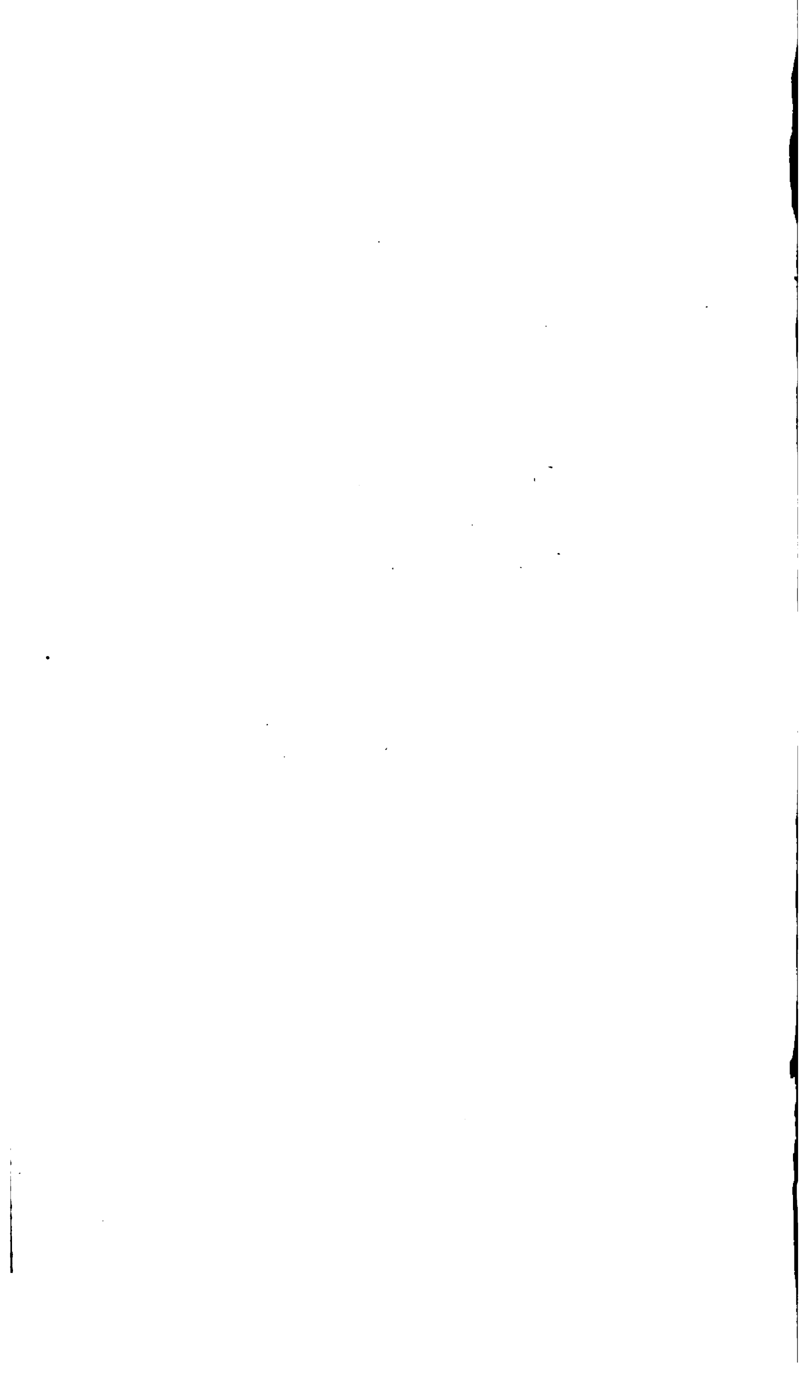
Hängt es aber auch von dem freien Entschluß des Hochdeutschen ab, ob er sich durch die leichte Mühe einiger Tage den Genuß verschaffen wolle, seinem Bruderstamme ins Herz schauen zu können: wir wollen ihn nicht zwingen Plattdeutsch zu lernen, nur soll er sich über unser Wesen und Sprache alsdann auch kein absprechendes Urtheil gestatten. Aber wir Plattdeutsche haben Pflichten gegen unsere Muttersprache. Jeder von uns hat zu streben, daß seine Enkel nicht von ihm sagen, was wir von unsern Vorfahren: sie hätten ihr eigen Fleisch

und Blut verachtet, verachtet in bloßer Unwissenheit, in eitler Verkennung der eignen Vorzüge, im eitlen Haschen nach fremdem Flitter. „Was du heute mit ekelm Unbedacht verwirfst, wird dein Enkel als gelehrte Sprache wieder lernen, weil er sie nicht missen kann“ sagt Dahlmann in der Vorrede zum Neocorus 1827. Lasset eure Kinder die Sprache eurer Väter bei ihren Spielen lernen, sie gewinnen etwas Besseres daran auf Straßen und in der freien Natur, als je eine Schule ihnen geben kann. Laßt eure Dienstboten mit ihnen plattdeutsch sprechen, ihr Hochdeutsch würden sie ihnen doch nur verderben. Verschmäht es nicht mit euren Untergebenen ihre treuherzige Mundart zu reden, damit die Armen nicht irre werden in ihrer schönen Bescheidenheit.

Viele geborne Plattdeutsche haben schon jetzt, wenn sie nur die Schriftsprache hören, eigentlich gar keine lebendige Sprache, die mit ihrer Empfindung vollständig zusammenfließt. Das Hochdeutsche ist doch einmal nur ein conventionelles Verkehrsmittel, nicht wie das Englische die gebildete Mundart die sich aus der lebenden Volkssprache immer wieder neu erfrischt. Wer aber nicht mit

seiner Sprache in der Empfindung des Volks wurzelt, der weiß eigentlich nichts von seinen Vätern, die diesem Volk angehört haben; „wer sich rühmt, es in der Bildung so weit gebracht zu haben, daß er die Sprache unsers Bauernstandes nicht mehr versteht, der erklärt sich dadurch für unfähig irgend einen Punkt älterer vaterländischer Angelegenheiten aus dem Grunde zu verstehen" sagt Dahlmann, und Müllenhoff in der Vorrede zu seinen Sagen 1845: „wer nicht die Vergangenheit seines Volkes liebt und achtet, der fühlt auch nicht den Stolz ihm anzugehören, und kein Vertrauen zu der Zukunft kann in seinem Herzen wohnen."

Vierte Abtheilung.



Dreiundzwanzigster Brief.

Die plattdeutschen Gedichte der Frau A. W.* haben mir eine rechte Freude gemacht. Sie kamen mir zufällig zu Gesicht, indem eine Dame sie aus Pommern mit hierher brachte. Ich nahm sie mit dem gewöhnlichen Vorurtheil zur Hand, womit man nun schon plattdeutsche Gedichtsammlungen ansieht, und wurde angenehm überrascht. Ich las wirklich zum ersten Male ein plattdeutsches Buch mit Vergnügen, der Geist in dem es geschrieben

* En poa Blomen ut Annmariek Schulten ehren Goahrn von A. W. Herausgegeben von Fritz Reuter. Greifswalde und Leipzig. C. A. Kochs Verlagshandlung, Th. Kunike 1858.

wie die Form in die er sich gekleidet, sind ansprechend, sind anmuthig. Die Frau schreibt einfach wie ihr um's Herz ist, und schreibt das so treuherzig, wie man es nur im heimlichen Stübchen der Mutter, dem Liebsten, dem Kindchen oder dem Vater dort oben aussprechen kann, es ist immer wie Kosen oder Gebet, oft auch das herzliche Lachen oder Weinen wie es das vertraute Ohr gewohnt ist. Sie künstelt sich nirgends erst einen Geist oder ein Gefühl oder eine Stimmung an, weder eine hohe noch eine rohe, um dann dafür mühsam Worte und Reime zu suchen, aber sie hat Geist und Gefühl und spricht sie aus oft tief erschütternd.

Wenn man in der Kunst von Natur sprechen kann, so muß man diese Harmonie zwischen Innerem und Aeusserung Natur nennen. Sie offenbart sich dem Leser als Leichtigkeit in der Sprache.

Dies veranlaßt mich zu einigen Bemerkungen, denn ich will Ihnen keine Kritik der Gedichtsammlung schreiben; man thut überall besser sich den Dingen willig hinzugeben und sein eignes Urtheil zu befreien, wie Lachmann sagt, als fremde Meinungen zu vernehmen.

Die ersten Versuche einer Sprache sich in Kunstformen, in „gebundener Rede“ zu bewegen, können nicht ohne Kampf wohl aber ohne Zwang sein. Es ist zuerst ein Ringen des Geistes um den Ausdruck, die Kunst ist eben keine Natur und in diesem Sinne gibt es keine Naturpoesie. Ja die Sprache selbst ist zunächst ein Ringen des Geistes um sich selbst darzustellen, und insofern ist das Sprechen eine Kunst. Der Laut ist das Material. Dies Material beherscht er nie ganz, der Geist findet nie vollständig seinen Ausdruck, weil das Material auch eine Natur hat die widerstrebt und ändert. Wie beim gothischen Baustil die Blumen der Verzierungen etwas von der Steinnatur annehmen, ja annehmen müssen, wenn sie natürlich scheinen sollen, so nimmt der Ausdruck in der Sprache etwas von dem Charakter ihrer Lautgestalt an, und die höchste Kunst der Rede kann nur sein, den Forderungen des Gedankens der sich verkörpern will und denen des Sprachgeistes der in den Lauten lebt, zugleich zu genügen. Platen z. B. bezwingt den Gedanken bis er für eine bestimmte Form die geeignete Gestalt gewonnen hat, Rückert bezwingt den Laut

bis er sich dem Eigensinn seines Gedankens fügt: die rechte Mitte hält Göthe. Und dann erscheint die Kunst wieder wie Natur.

Wie reich der Geist, wie mannichfaltig die Formen, davon ist hier, besonders in Beziehung auf die Frau A. W., nicht die Rede. Aber Natur zeigt sie, in plattdeutschen Versen.

Wir haben sonst nicht etwa jetzt erst den Anfang in plattdeutschen Versen gemacht, wir stehen nicht auf der Stufe, die ich beschrieben habe, nicht Voß, nicht Bornemann oder Pastor Sackmann und Lauremberg sind die ersten plattdeutschen Sprachkünstler. Schon zu den Zeiten des Hengist und Horsa im 5. Jahrhundert haben an der Eider und Ostsee plattdeutsche Verse geklungen. Sie sind mit nach England hinübergewandert und uns dort noch fast in denselben Lauten, den Mutterlauten der englischen Sprache, als Angelsächsische Gedichte zum Theil aufbewahrt, z. B. das Beowulfslied, das Lied vom Wanderer ꝛc. Auch in Deutschland selbst ist uns wenigstens Ein altes plattdeutsches Gedicht erhalten, die Evangelienharmonie bekannt unter dem Namen Heliand (Hei-

land). Man nennt die plattdeutsche Mundart in der sie geschrieben ist die Altsächsische.

Der erste Kampf um die Kunstform war also vom Plattdeutschen vor Jahrhunderten gewonnen. Auch war es kein Zwang gewesen. Man hatte nicht fremde Formen adoptiert und die heimische Sprache hineingezwängt wie wir Hochdeutsche später gethan. Sondern die Formen hatten sich aus der Sprache selbst entwickelt, es waren echtdeutsche Formen. Der Klang, das Melodische, außer dem Takt, lag nämlich in der Wiederholung gewisser Anlaute, wie bei uns jetzt im Endreim. Man nennt diese Form den Stabreim oder die Alliteration.

In späteren Zeiten hat sich auch im Plattdeutschen der Endreim entwickelt. Es ist aber auch hier wie im Oberdeutschen merkwürdig, daß der Faden der Entwicklung nicht stetig fortgelaufen, sondern mehrmals abgerissen und wieder neu aufgenommen ist; wie nämlich dort kein Uebergang sondern ein Sprung vom Gothischen zum Althochdeutschen (vom 4ten bis zum 8ten Jahrhundert) und ähnlich von dort zum Mittelhochdeutschen (13ten Jahrhundert) wenigstens für unsere Kunde

vorhanden ist, so steht, ja noch mehr im Plattdeutschen eine spätere reiche Litteraturperiode seit dem 13ten Jahrhundert abgerissen und unvermittelt da, der Uebergang vom Altsächsischen zum Holländischen und dem gegenwärtigen Plattdeutsch fehlt uns, es gibt keine zusammenhängende Geschichte der plattdeutschen Sprache.

Nach der Reformation lebte die Litteratur freilich noch in Bibelübersetzungen, Predigten, Erbauungsbüchern und Chroniken fort, aber durch lebendige Traditionen bis zu uns gedrungen sind nur einige einsame Klänge wunderbar schöner Volkslieder, wie das von den zwei Königskindern, die uns zeigen können, was wir besessen und verloren haben, nämlich eine Dichtung in der Inhalt und Sprache zu einer innigen Harmonie verschmolzen waren.

Vierundzwanzigster Brief.

Seit dem Erscheinen meines Quickborn sind nun eine ganze Reihe plattdeutscher Bücher auf den Markt gekommen, ihre Zahl mehrt sich mit jeder Messe, von den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands bis an die Grenzen Frankreichs regt sich der niedersächsische Stamm aufs neue für seine Muttersprache, selbst in Aachen, der Grabstätte fränkischer Kaiser sind Gedichte und ein Idiotikon der heimischen Mundart erschienen, die auf den Namen plattdeutsch Anspruch macht. Die s. g. ostfriesische „Tael", die sich in Gedichten z. B. von Fooke Hoissen Müller hat hören lassen, von der in diesem Jahr auch ein vortreffliches Ostfriesisches Wörterbuch von Cirk Heinrich

Stürenburg zu Aurich erschienen, ist noch Plattdeutsch, verständlich bis über Königsberg hinaus. Es scheint bald dahin zu kommen, daß wir wieder von einer plattdeutschen Litteratur sprechen dürfen. Die Pädagogik ist schon aufmerksam geworden, mehr und mehr Stimmen erheben sich gegen die unverantwortliche Vernachlässigung der eigentlichen Muttersprache in den Schulen, eine plattdeutsche Fibel, Grammatiken, plattdeutsche Volksbücher und Volkskalender sind gedruckt. Was aber lobenswerther Eifer oder Nachahmungstrieb in Prosa und Reim bisjetzt positiv zu Tage gefördert, das bietet im Ganzen mehr zu wünschen als zu loben. Der Faden der Entwicklung war abgerissen, und wir sind noch nicht wieder dahin daß die plattdeutsche Dichtung rein aus innerem Bedürfnis entsteht oder so erscheint, sie hat noch immer nicht die verlorne Harmonie zwischen Sprache und Gedanken wieder erreicht. Die Anfänge von Voß u. A. sind sogar unter dem Vorurtheile entstanden, womit man lange die Volkssprache und Volksdichtung ansah. Nicht das Beste war es sondern das Gemeine. Der Dichter stimmte sich nicht herauf, wie man es sonst

von ihm verlangt, sondern herab. Daher findet man unter diesen älteren Gedichten der neuen plattdeutschen Litteratur auch kein einziges das wieder erheben kann, ja nicht einmal irgend eins das wirklichen echten Humor enthält. Sie scheinen alle nach Einer Schablone gemacht, mit wenigen Ausnahmen ist die Formel diese: der Held ist dümmer als der Leser und der Verfasser, und nur aus dem Grunde lachen beide über ihn. Meistens ist es das dumme Erstaunen eines Bauern über ein Concert, einen Luftballon, einen Eisenbahnzug, was die Würze hergibt.

Auf diesem Wege suchte man Natur, obgleich man nicht einmal dadurch an die Wirklichkeit reicht, denn unser norddeutscher Bauer ist keineswegs dumm oder feige oder leicht in Erstaunen zu setzen. Keiner dieser Dichter redete plattdeutsch wie seine eigne Sprache, keiner sprach seine eignen Gefühle darin aus, dazu hielt man es für zu gemein. Wie wäre es daher möglich gewesen die verlorne Harmonie, die echte Natur in der Kunst wieder zu finden!

Selbst die Sprache mußte darunter leiden. Das Plattdeutsch von Voß und Bärmann kann

Einem eine Gänsehaut überjagen. Was würde ein Italiener dazu sagen, wenn man ihm Gedichte in heimischer Sprache mit spanischer Conjugation und Declination vorlegte? Und ist es etwa anders wenn man ins Plattdeutsche hochdeutsche Formen mischt? Z. B.:

> De sure Arbeit des Dags weer gedan
> Un de Sünn al ünner ann Heben vergan,

d. i. unten in der Höhe vergangen.

Ich weiß freilich wohl wie schwer es ist, das Schema der hochdeutschen Schriftsprache, das sich mit dem ganzen Gedankenwege des gebildeten Deutschen verwebt hat, völlig zu überwinden. Auch ist es seitdem mit der Seite der Sprache in der plattdeutschen Schriftstellerei besser geworden, man schreibt ein lesbareres Plattdeutsch und zugleich grammatisch und syntaktisch richtiger, obgleich man in der Construction noch oft den Hochdeutschen durchempfindet und das gerade bei denen die es ernst meinen, wie z. B. bei F. H. Müller, dem Hannoveraner Plate u. A.

Größer ist die Gefahr daß wir die Natur auf jenem alten Wege des Vorurtheils suchen, den

Gedanken, den Inhalt herabstimmen um der Sprache des gemeinen Lebens zu entsprechen. Ein junger Westfale aus Paderborn sagte mir in Bonn, er habe auch plattdeutsche Gedichte geschrieben, es sei aber in seiner heimischen Mundart nicht möglich gemüthvolle Gedichte zu machen, wie in der der Ditmarschen. Ich erwiederte ihm, es sei in meiner heimischen Mundart auch nicht möglich, aber es sei nothwendig.

Die Schwierigkeit hat mehr einen ethischen als einen logischen Grund. Unsere Bildung löst uns zu sehr los von unserm natürlichen Boden. Die rechte Bildung sollte nie negieren. Im Jüngling muß nicht das Kind untergegangen sein, im Manne nicht der Jüngling. Der Gelehrte sollte noch das natürliche Volksbewußtsein lebendig in sich tragen.

Fünfundzwanzigster Brief.

Die Schwierigkeit darf nicht schrecken. Ein leicht erreichtes Ziel ist darum noch nicht das wahre. Wenn die jetzt sogenannte Volkspoesie noch eifriger scheinbar als jede andere Natur sucht, so ist die Gefahr sie auf jenem falschen Wege zu finden um so größer, wenn sie erreicht scheint, wenn ein talentvoller Mann sich und andern den Weg bequem gemacht hat, und nun gar das öffentliche Urtheil Weg und Ziel für das richtige ausruft. Wir sind in der plattdeutschen Poesie in diesem Falle. Fritz Reuter hat sich besonders durch seine Läuschen und Rimels einen Namen gemacht, und die Kritik erklärt, fast allgemein, diese Art Poesie für die echte plattdeutsche Volkspoesie.

Es thut mir leid daß ich dem nicht anders wirksam widersprechen kann, als indem ich die Unrichtigkeit dieser Ansicht im Speciellen nachweise.

Die Läuschen und Rimels sind in gewandtem Plattdeutsch geschrieben, ohne Zwang und Gewaltsamkeiten, sie sind leicht und bequem erzählt, klar und anschaulich, die Pointe wird nie verfehlt, Reim und Rhythmus sind natürlich, aber sie sind durch und durch gemein. Sie führen uns nur plumpe unwissende oder schmutzige schlaue Figuren vor. Ein Bauer wird betrogen oder betrügt selbst, er begeht die gemeinsten Ungeschicklichkeiten, versteht nicht einmal eine Tasse Kaffe zu trinken, belügt seinen Amtmann, zeigt sich dümmer als sein Knecht. Und nicht bloß der Bauer, auch der Kaufmann, der Handlungsreisende, der Arzt, der Advocat, der Küster auf der Kindtaufe werden uns nur vorgeführt um über sie als Tölpel oder Spitzbuben zu lachen. Der christliche Prediger tritt nur auf als geeignetste Person von einem jüdischen Roßkämmer beim Pferdehandel düpiert zu werden, unser deutscher Held Blücher nur damit ein übereifriger Polizeidiener ihm die Tabakspfeife wegnehmen und dafür von ganz Teterow Prügel

bekommen kann. Das wäre die Blüthe des Volkslebens? das seine Poesie, die man ihm absieht und ihm wiederbringt? Nein, das heißt alles in den Qualm und Wust der Bierstube hinab- und hineinziehen, wo man sich in der schluderigsten Sprechweise Vademecumsanecdoten erzählt. Da ist alles gleich, nemlich Alles gemein, Bürger und Adel, hoch und niedrig. Der Junker Korl von Degen ist der Urtypus eines Tölpels und Unflaths, nicht bloß er sondern jede beliebige Gestalt der Läuschen und Rimels könnte aus seiner Seele heraus den bezeichnenden Vers sprechen, der hier einem Schweinejungen in den Mund gelegt wird:

— Wenn ik en König weer,
So hött' ik all min Swin to Per.

Poesie kann man sich nicht geben, also auch nicht verlangen, aber Rohheit ist eine Sünde für einen Volksschriftsteller. Gerade bei einer erst wieder erwachenden Volkslitteratur ist sie doppelt schädlich. Das Volk ist begierig geworden etwas zu vernehmen was es durch und durch versteht, weil es sein Eigenthum ist. Die plattdeutsche Poesie kann ihm directer den Spiegel vorhalten,

daß es sich selbst schaut, nicht eine fremde Welt hinter den Bergen oder über den Wolken, wie sie ihm aus der Schriftsprache vorschwebt. Dieser Trieb kommt uns entgegen, wir müssen ihn weihen, nicht irre leiten.

Rohheit ist nicht Natur, nicht der Weg dahin. Jedes Bild ist einseitig, jede Darstellung ist es, die Poesie soll und will die Natur so darstellen daß sie erhebt, selbst wenn sie scherzt, das ist ihre ideale Richtung die sie nicht verlassen darf. Wer in den Läuschen und Rimels die Natur Mecklenburgs und seiner Bewohner sucht, der wird staunen über einen Augiasstall von Grobheit und Plumpheit. So kann die grellste Wirklichkeit nicht sein und ist es nicht und nirgends.

Dies ist ein falscher Weg zur Natur, und Reuter hat es selbst gefühlt. Aber in seinen spätern Dichtungen fällt er in falsche Sentimentalität wenn er sich erheben will, und er wird noch schwer zu arbeiten haben, ehe er sein Talent von dem Staube reinigt, den er selbst aufgestöbert hat.

Die Sprache zeigt es daß dieser Art materialistischer Schriftstellerei, die übereifrig Natur sucht, der die natürliche Sprechweise wie die natürlichen

Verrichtungen des Menschen gleich wichtig sind, die in ihrer Art eine Düngerbegeisterung hat wie sonst nur die philosophischen Materialisten, daß diese eben vor übereifrigem Suchen nach Natur nicht dazu gelangt. Die natürliche Sprache ist ihr bald nicht natürlich genug; daß man auf jeder Seite der Läuschen und Rimels Wörtern begegnet wie: Schapskopp Esel dumm Näsendreihn sure Arften Schnuftaback Buddel — ließe sich ertragen, obgleich man schwerlich ein hochdeutsches Buch anführen könnte, wo sie in solchen Regimentern aufmarschieren, und ist das der natürliche Charakter unserer plattdeutschen Rede? Aber sehr oft (z. B. S. 215 ff.) kommt eine Sprache vor die die Läuschens selber irgendwo Judenplattdeutsch nennen, in einem Viertel aller Stücke reden Personen ein Hochdeutsch, das wenigstens für kein Christenhochdeusch gelten kann, ja selbst wo nur ein französisches Wort vorkommt ist es verdreht bis zur Unkenntlichkeit, und in der Geschichte von dem alten Kasprati spricht dieser ein Kauderwelsch das geradezu gar keine Sprache mehr ist. Das wäre Naturtreue? Das wäre Volkssprache?

Wer seinem Volke ein Dichter sein, wer dem Herzen des Volkes seine Stimme leihen will, der muß den Willen und die Neigung haben das Edle zu sehen, dann wird er dafür bald das Auge und den Ausdruck gewinnen. Es mag die Aufgabe der Polizei sein den Schmutz aufzuräumen, die des Poeten ist es nicht. Wie würde es um die Poesie stehen die es etwa mit Fürsten, Grafen, Kaufleuten zu thun hat, wenn man dort nur das Gemeine an den Tag zöge? Wer nur das Niedrige gewahrt, schaut es bald mit vergrößernder Brille, der hört auch in der Sprache mit verstärkendem Ohr das Mauscheln, das Lispeln, die Maulfaulheit, alle Unarten des Dialekts, und bildet sich und andern ein darin bestehe das Wesen der Volkssprache.

Man sollte vielleicht kein so ernsthaftes Gesicht zu einem spaßhaften Buche machen, das gewis nicht bös gemeint ist. Ich würde es auch nicht thun, wenn wir nicht am Anfange eines Weges ständen, der offenbar ein betretener Pfad werden wird. Hüten wir uns daß er nicht durch Sumpf und Moor ausgetreten werde!

Sechsundzwanzigster Brief.

Die übertrieben naturalistische Richtung der Poesie führt sogar die Orthographie, dieses scheinbar Aeußerlichste an der Sprache, mit hinein *in* Verwilderung und Rohheit: der Geist mit dem man das Volk anschaut, zeigt sich noch in der Schreibung seiner Worte. Da schreibt man p o á m ö a h m ä u r P r e i s t e R e h r F e u r e eher als p a á r m æ r m ö d P r e s t e r R e d F o d e r, eben weil jenes verderbter ist, denn gerade in den mundartigen Abweichungen, in den Unarten des Dialekts sucht man das Wesen der Volkssprache. B u a p o a entspricht übrigens ebenso wenig der Wirklichkeit wie B u r p a a r, und hat bloß die Aehnlichkeit die auch in der Karrikatur sprechend ist.

Die Klage daß die Plattdeutschen keine feste Orthographie haben, bedeutet eigentlich: sie wollen keine. Denn keine Sprache hat von Natur eine feste Orthographie. Die Schreibung ist etwas Künstliches, das nicht zum Organismus einer Sprache mit gehört, nicht aus ihr selbst entsteht, sie wird nur fest und geregelt durch verständige Uebereinkunft. Die jetzige französische Rechtschreibung ist erst unter Ludwig XIV größtentheils festgestellt, die spanische gar erst im Anfange unsers Jahrhunderts. Die Uebereinkunft besteht jedesmal darin daß gewisse Kreise vorangehen, die Regeln bestimmen und daß die andern nachfolgen. Diese Regeln können mehr oder weniger verständig sein, unvollkommen sind sie alle, denn die Schreibung ist nicht die Sprache selbst sondern ein Bild von ihr, das seiner Natur nach nothwendig unvollkommen bleiben muß. In Frankreich und Spanien wurden diese Regeln durch gelehrte Männer festgestellt, die Orthographie dort ist trotzdem mangelhaft. In Deutschland sind sie meist durch Abschreiber und Setzer allmählich festgestellt und uns überliefert. Göthes Schillers Luthers Orthographie z. B. ist nicht die, welche

man in ihren Werken, in der Bibel findet, diese hat der Usus d. h. Setzer und Drucker größtentheils gemacht. Ihre eigne Schreibung kann man nur aus diplomatischen Abdrücken von Briefen und Manuscripten kennen lernen. Nach diesem Usus hat sich aber ganz Deutschland treu gerichtet bis Jacob Grimm das entscheidende Wort sprach, daß er ein schlechter, daß die ganze hochdeutsche Rechtschreibung eine verderbte sei. Dann aber riß bekanntlich eine Anarchie in der hochdeutschen Schreibung ein die zugleich lächerlich und ernsthaft wurde. Hin und wieder mußte sich die Regierung darein legen und die Regel octroyieren, wie in Hannover, weil die Acten mitunter unverständlich oder mehrdeutig wurden. In Leipzig vereinigten sich eine Anzahl gebildeter Männer, besonders Lehrer, freiwillig zu einer Norm, nach der sie sich zu richten beschlossen. Außer jenen und der Grimmschen historischen Rechtschreibung streiten sich aber noch mehrere wirkliche Systeme, worunter das stenographische bedeutenden Anhang gewinnt. Wer hat Recht? Gründe haben alle, und nicht blo scheinbare. Aber zuletzt muß man sich entschließen bei einer gewissen Un-

vollkommenheit sich zu begnügen, denn wir dürfen unsere Classiker Lessing Göthe Schiller nicht willkürlich mit um schreiben. Man muß also dem Usus, einer Regel folgen nicht weil sie die beste, sondern weil sie da ist.

Dies sollten die plattdeutschen Schriftsteller bedenken. Ich frage dabei jeden aufs Gewissen, ob er wirklich die ganze Sache vorher durchdacht hat, ehe er von der Schreibung wie Müllenhoff und ich sie, wohlüberlegt, nun doch einmal als die Ersten die die Arbeit thun mußten, festgestellt haben. Wer will leugnen daß z. B. das System des Prof. Wiggers in Rostock nicht auch vernünftig sei, und es ließen sich deren noch mehrere ebenso gute ausdenken, wie ja das Holländische ein solches ist, das Vlaemische ein anderes: absolut vollkommen kann aber der Natur der Rechtschreibung nach keines jemals sein. Warum weicht also Wiggers von uns ab? So kommen wir natürlich nie zu einer festen Ordnung.

Die Naturalisten glauben zu schreiben wie man spricht. Es geht mit dieser einfachen Regel wie mit der Maxime: handle wie du sollst, die auch sehr einfach ist und die Niemand befolgen kann.

Mein alter Lehrer in der deutschen Grammatik sagte sehr schlau: schreibe wie du richtig sprichst, und meinte damit das Gesetz wohl verwahrt. Wir schrieben aber alle zuletzt wie wir buchstabierten, und so machen Jene es auch, aber mit dem Buchstabieren gerade hapert es. Claus Harms als ein wahres Original, schrieb nach der Aussprache loopm habbm statt lopen haben, und das lasse ich mir gefallen wenn man seinen Weg wirklich allein gehen will. Man bedenke wohl: jedes einzelne Wort läßt sich zur Noth nach der Aussprache daguerrotypieren, die ganze Sprache nicht, denn kein Wort ist ganz unabhängig von andern; schreibt man eins in einer bestimmten Weise, so muß man eine ganze Reihe von Wörtern danach und nicht nach der Aussprache schreiben.

Die Grundlage der plattdeutschen Orthographie wie Müllenhoff und ich sie zuerst wieder festgestellt haben, wovon die Gründe in der Einleitung zum Quickborn vollständig aus einander gesetzt sind, besteht in der Verbindung der Regeln: schreibe nach der Aussprache soweit die Abstammung es gestattet und die Rücksicht auf

den hochdeutschen Leser, und thue dies mit möglichst wenig Buchstaben. Z. B. hemm seng wird gesprochen, allein man denkt bei dieser Schreibung an hemmen sengen, nicht an haben sagen, daher ist hebbn seggn zu schreiben, d. h. man läßt in dem Portrait die Wortfamilie mit durchscheinen. Die Sprache gewinnt dadurch daß in ihr das alte Familiengesicht hervortritt, etwas Alterthümliches und damit ihren Adel, indem zugleich das allen Dialekten Gemeinsame heraustritt, aus der Mundart der Sprachstamm. Man gewinnt zugleich daß man wieder allen plattdeutschen Stämmen verständlich schreibt, und behält doch Raum genug für die einzelnen charakteristischen Abweichungen der Dialekte.

Schon die Klugheit sollte den plattdeutschen Schriftsteller hindern sich seinen Leserkreis durch einige scheinbar originelle orthographische Einfälle zu verengen. Ganz Niedersachsen kann dasselbe Plattdeutsch lesen — von Tilsit bis Brüssel und Dünkirchen, von Bielefeld und Elberfeld am Rhein bis Flensburg — wenn es einfach verständig geschrieben wird. Die Reutersche Orthographie der „Paar Blomen“ (von Frau A. W.)

z. B. macht diese lieblichen Gedichte für den Hannoveraner, den Westfalen geradezu unlesbar und für den Mecklenburger selbst nicht verständlicher. So reißt mit der Rohheit zugleich wieder die Zersplitterung, der landschaftliche Sondergeist ein, der ärgste Feind unsers Strebens. Lacht nicht wieder der Holsteiner über den abscheulichen Mecklenburger Dialekt? und mit Recht, wenn er sich so ausnähme, und der Mecklenburger würde ebenso über den unsern spotten wenn wir ihm gerade unsere Unarten zeigten. Während umgekehrt, wenn ich aus dem Buche der Frau A. W. in reinem Plattdeutsch vorlas, es uns allen hier wiederum auffiel, wie genau unsere Sprache nach Kern und Wesen über ihr ganzes Gebiet dieselbe bleibt. So vorgelesen würden diese Lieder jedem holsteinischen Landmann vollständig vertraut, wie von seiner Mutter gesprochen klingen, kaum ein oder der andere Wortstamm oder eigenthümliche Endung, wie das hübsche Deminutiv auf ing wären ihm fremd, aber als in seinem Geiste verständlich, in befruchtender Ahnung sein Sprachgefühl erweiternd, nicht störend. Lieblingswörter, Wendungen, Redensarten die uns hier herum so heimlich lau-

ten als wären sie in Vaters Haus gebrütet und höchstens dem Nachbar vertraut, finden sich dort, wie unser kosendes lütt, ol, min, du ol lüttje Maikatt (S. 124), De hett gar mennig bösen Slapps to'n guden Jungen trocken (S. 112), Schritt und Gang dieser Sprache, der ganze Bau, die Physiognomie sind unser; das Knochengerüst, die Wortstämme sind gänzlich dasselbe, die Verschiedenheit der Mundart besteht bloß in einigen durchgehenden Vocal- und Consonantenveränderungen, die bei einer gereinigten Aussprache im gebildeten Munde auch noch fast völlig wegfallen.

In den oberdeutschen Dialekten ist bei weitem nicht diese Uebereinstimmung. Man vergleiche nur, um das Bekannteste und Zugänglichste anzuführen, die pfälzische Mundart (Kobell) mit der alemannischen (Hebel), der Zürcher (Usteri), gar mit der Nürnberger (Grübel) und der Niederösterreichischen (Seidl). Welche Verschiedenheit selbst in Ton und Farbe z. B. von der kindlichen alemannischen bis zur derben hausbackenen bairischen; während die Gleichmäßigkeit der eigentlichen plattdeutschen Sprachfarbe durch ganz

Niedersachsen selbst einem Fremden auffallen muß.

Es liegt etwas Rührendes darin. Die Stämme sind viele Generationen schon getrennt, die öffentliche Stimme einer gemeinsamen Litteratur ist seit Jahrhunderten verstummt; wenn nun der Mecklenburger zum Braunschweiger, zum Westfalen kommt mit den Klängen seiner Heimath und verstanden wird, ist es nicht als wenn der Bruder heimkehrt, der langentfernte, nun doch ganz der alte, unverändert, mit denselben Neigungen, denselben Interessen, der die alten Freunde mit aufsucht, die Lieblingsplätze, der die Kinderspiele nicht vergessen, nichts Fremdes an sich hat als was der Umgang einiger Tage wieder abschleift? Ich wenigstens empfand es als einen Lohn der Treue, wie den Händedruck im Vaterhause als die Vlamänder mir vor Jahren aus Brüssel schrieben, meine Lieder sprächen ihre dierbare Modersprak; mit derselben Empfindung habe ich auch die Paar Blomen der Frau A. W. gelesen.

Zum Schluß nur noch Ein Wort. Ich habe in diesen Briefen oft ein Buch von mir anführen müssen, weil es an einem andern der Art fehlt. Ich

bin gewohnt dieses Buch als etwas anzusehen, nicht was ich gegeben, sondern was ich empfangen habe. Ich rühme mich nur des daß ich es gefunden und möchte Jeden hinweisen, nicht auf das Buch, sondern auf den „lebendigen Quell" aus dem es geschöpft ist.

Kiel, Mai 1858.

K. G.

In der **Schwers'schen Buchhandlung** in Kiel erschienen:

Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen von **Klaus Groth.** Zweite Aufl. 1855. 160 S. Miniaturform. 24 Ngr. Engl. Einb. mit Goldschn. 1 Thlr.

Sagen Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig Holstein und Lauenburg, herausgeg. von **Karl Müllenhoff.** 1845 LIV 622 S. 8. 3¼ Thlr.

Gnomon, ein Volks- und Schullesebuch insonderheit für die Herzogthümer Schleswig und Holstein herausgeg. von Dr. **Cl. Harms.** Dritte berichtigte und vermehrte Auflage. XII. 496 S. 15 Ngr.

Bei **Perthes-Besser & Mauke** in Hamburg erschienen:

Quickborn Volksleben in plattdeutschen Gedichten Ditmarscher Mundart von **Klaus Groth.** Siebente Auflage besorgt und mit einer Nachricht für den Leser eingeleitet von Prof. **K. Müllenhoff.** 1857. XXX. 320 S. 1 Thlr.

Quickborn 2c. Mit einer wortgetreuen Uebersetzung und einem Vorwort für hochdeutsche Leser unter Autorität des Verfassers herausgegeben. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. 1856. XXVIII. 574 S. 1 Thlr. 15 Ngr.

Quickborn 2c. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von **Otto Speckter.** Glossar nebst Einleitung von Prof. **K. Müllenhoff.** 1856. XVI. 432 S. gr. 8. 4 Thlr. Engl. Einb. 4 Thlr. 21 Ngr., engl. Einb. m. Goldschn. 5 ₰

Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn von **Klaus Groth.** 1854. VIII. 144 S. Miniaturformat. Engl. Einb. mit Goldschnitt 1 Thlr.





